Die Christliche Welt

HERAUSGEBER: PROFESSOR D. MARTIN RADE

Nr. 13 | Gotha, 5. Juli 1930 | 44. Jahrgang

Inhalt: Peripherie [Sp. 617] — Wahrheit und Gewißheit [Sp. 618] — Harnack [Sp. 625] — Bilder vom Evangelisch-Sozialen Kongreß in Breslau [Sp. 629] — Nordlicht über Schlesien [Sp. 634] — Was hat Rußland dem Christentum zu sagen? [Sp. 636] — Das sterbende Theater. Schluß [Sp. 638] — Die Mechanisierung des Gottesdienstes [Sp. 644] — Der Neue Tempel (Bojer) [Sp. 651] — Noch einmal Diotima [Sp. 654] — Bericht über die Tagung des Verbandes evangelischer Theologinnen [Sp. 656] — Wöchentliche Chronik [Sp. 659] — Wer ist die Kirche – Konsistorium oder Fakultät? [Sp. 660] — Verschiedenes: Jedermanns Lexikon; Zum Prozeß Knote; Kleine Mitteilungen [Sp. 661] — Versammlungskalender [Sp. 662] — Anzeigen

Peripherie

Alles ist euer, ihr aber seid Christi. 1. Kor. 3, 22 f.

Die Peripherie hat keinen guten Ruf in unsrer heutigen christlichen Verkündigung. Unsre Predigt ist zentral geworden. Das Eine, was not tut, herrscht. Üb immer Treu und Redlichkeit — ist Peripherie. Wenn nicht glänzendes Laster. Vergebung, Rechtfertigung, wenn es hoch kommt Gnadenwahl. Kein Zugang zu Gott außer durch das Gericht.

In Alledem ist Wahrheit. Kann man es ernst genug nehmen? Und wenn man es ernst nimmt, kommt dann nicht alles darauf an, daß man im Zentrum des Heils steht? Daß man Christi ist, und damit Gottes. Für den Schächer am Kreuz war es schlecht bestellt an der Peripherie, glücklich fand er noch ins Zentrum, so ist er nun, wie ich neulich las, der eigentliche Heilige des Protestantismus geworden. Und der Zöllner im Gleichnis? Auch bei ihm fehlte es an seiner ganzen Peripherie, darum schlug er an seine Brust — wohl ihm, so war er mitten im Zentrum.

Spotten, lästern wir? Nein, wir richten Gottes Willen auf. Er will uns mitsamt unsrer Peripherie, im ganzen Umfang unsers Tuns und Lassens, unsers Erlebens und Erleidens, mit unsrer ganzen irdischen Alltäglichkeit. Und wenn es an der Peripherie übel steht, ists auch im Zentrum faul. Man erwidre nicht flugs: Aber wir sind allzumal Sünder! — Doch wohl heil gewordne? Durch Christus heil geworden? Und von diesem im Zentrum erfahrenen Heil strahlt heilende Kraft nach allen Richtungen aus. Was bedeutet sonst Erlösung?

Gesegnet sei die Selbstbesinnung! Die Besinnung auf das, was vor allem Andern not tut, die Besinnung auf Gott. Aber dann muß doch um Gottes willen segnende Wirkung von da ausgehen bis in die äußersten Wirklichkeiten unsrer Wirklichkeit. Zum Beispiel:

Arbeitslosigkeit unter den christlichen Völkern. Peripherie. Wirtschaftliche Komplikationen sind die Ursache. Was geht es den schlichten Christenmenschen an, dem der Heilige Geist täglich und reichlich die Sünden vergibt. Auch diese? Da wäre nicht Etwas falsch und faul in den christlichen Völkern, in den Seelen der Christen? Sind sie nicht solidarisch dafür verhaftet, daß Gottes Wille geschehe wie im Himmel also auch auf Erden? Arbeitslosigkeit ist Gerichtspredigt. — „Aber Viele wollen nicht arbeiten!" Und die arbeiten wollen, aber du gibst ihnen keine Arbeit, du hast keine Arbeit für sie? Kannst du dir einen entsetzlicheren Zustand denken, als gesund sein, arbeiten können, arbeiten wollen — und da ist keine Arbeit da für dich? Du mußt müßig stehn, stempeln gehn. So erfahren es heute Tausende und Abertausende in der Christenheit. Junge kräftige Leute. Alte kräftige Leute. In allen Ständen.

„Alles ist euer." Auch die Arbeit. Wenn ihr dem Nächsten keine Arbeit gebt, wovon mag er essen? „So Jemand nicht will arbeiten, der soll auch nicht essen" 2. Thess. 3, 10. Leute, die arbeiten wollten und keine Arbeit bekamen, gab es damals offenbar nicht! Heute haben wir sie zu Millionen und wissen keinen Rat. Etwas stimmt da nicht.

Der Weg vom Zentrum zur Peripherie ist weit. Aber wie es im Zentrum steht, spürt man an der Peripherie. Wo soll man das sonst spüren? Denn das Zentrum ist ganz inwendig. R

Wahrheit und Gewißheit

Die Frage*)

Die Frage nach Wahrheit ist stets nur als eine in bestimmter Beziehung zu dem Fragenden, nie aber als eine im Allgemeinen, aus der Erwägung der allgemeinen Lage aufzuwerfende und sich von vornherein an die Allgemeinheit wendende Frage zu stellen, wenn anders sie richtig verstanden wird als verantwortliche, unser Verantwortlichsein aufrufende, weil beanspruchende Frage. Sie ist zudem um dieses ihres Charakters willen nicht die von uns, sondern die an uns gestellte Frage, die als Ausdruck einer bestimmten Wirklichkeit uns begegnet und unsere, in dieser Begegnung mit der Frage fragwürdig gewordene Wirklichkeit zu gestalten heischt. Die Frage nach Wahrheit, gestellt als Frage nach christlicher Wahrheit, lautet also: Welche christliche Wirklichkeit ist gemeint, die in der vorausgesetzten Lage des Gefragtseins dem Fragenden bzw. Gefragten begegnet? Wie sieht die wahre Lage des Gefragten aus, wenn sie unter die Beleuchtung der christlichen Wahrheit gerückt wurde?

Die Antwort auf die erste der beiden Fragen kann nur lauten: Jesus Christus, der Mensch Jesus von Nazareth, der als der Christus, der Beauftragte und Bevollmächtigte, der Sohn Gottes geglaubt wird. Wird er als dieser Christus Gottes geglaubt, so wird er geglaubt als der, der mit Recht von sich vollgültig sagen darf, er sei die Wahrheit; er sei der, in dem die Frage nach Wahr oder Falsch, nach Wahr oder Verlogen, nach Wirklichkeit oder Unwirklichkeit schlechthin zur Entscheidung kommt. Daß er als dieser Christus geglaubt wird, kann nicht aus Gründen, die nicht selber Glauben sind, begründet oder erläutert werden. Es ist nicht möglich, von einem außerhalb des Glaubens gelegenen Punkte über den Glauben zu reden. Sondern es ist immer nur möglich, glaubend, im Glauben vom Glauben zu sprechen. Es ist also auch weder die allgemeine Religionsgeschichte noch sind die „religiösen Strömungen der Gegenwart" der Ort, wo Auskunft über die christliche Wahrheit zu holen ist. — Und es ist weder eine spekulative noch eine geschichtliche Methode der Weg zur christlichen Wahrheit. Diese ist vielmehr rein

*) Der Verfasser legt uns hier vor, was er am 2. 10. 29 uns in Eisenach zu sagen leider durch Krankheit verhindert war. D H

in sich gegründet und steht mit eigenständigem Anspruch uns und unserem Leben, unseren Bedingtheiten und unseren in sich gefügten Bindungen gegenüber. Sie beruht auf Offenbarung und nicht auf einem a priori. Auch ein religiöses a priori ist notwendig ein a priori neben anderen a priori, in grundsätzlicher Gleichsetzung mit anderen a priori.

Es geht aber in der christlichen Wahrheit, die Jesus Christus ist, um die Aufhebung der a priori-gemäßen Gleichordnung, weil um das, was mehr und anders als a priori ist, um Offenbarung. Offenbarung kann nur gehört, nicht an einem Punkte des Systems und durch ein System gegründet werden. Offenbarung gegenüber kann man nur gehorsam oder ungehorsam sein. Jesus Christus kann man nur nachfolgen oder aber ihn ablehnen. Jesus Christus kann man hören und ihm um des willen gehorsam sein, oder man kann ihn verraten. Doch weder das Eine noch das Andere „kann" man tun, sondern entweder das Eine oder das Andere muß man tun. Entweder es heißt: „Der Geist gibt Zeugnis unserem Geiste" (Röm. 8, 16 — testimonium spiritus sancti nternum) oder aber: es „fuhr der Satan in ihn" (Joh. 13, 27). Auf jeden Fall: Jesus Christus ist so oder so, in diesem oder in jenem Sinn, Anstoß.

Der Gehorsam

Es bleibt aber auch dann, wenn er Anstoß zum Gehorsam wurde, Anstoß im Gehorsam des Glaubens. Es fehlen also die sichtbaren Merkmale und die greifbaren Sicherheiten, an denen aufgezeigt werden könnte, daß man im Glaubensgehorsam steht. Es gibt keine gesicherte Gewißheit, keine (religions-)psychologische und keine (religions-)wissenschaftlich verankerte Gewißheit, sondern es gibt nur Gehorsam als Wagnis. Ob ich gehört habe, was hier bei Jesus Christus zu hören ist, ob ich höre, daß der Mensch Jesus die Offenbarung Gottes sei, läßt sich wiederum nur glaubend hören oder wird nicht gehört. Was natürlicherweise zu hören ist, wenn von Jesus Christus die Rede ist, ist dies: Es ist von einer großen, Achtung, vielleicht sogar Verehrung verdienenden religiösen Gestalt die Rede. Sie steht, wenn auch an erhöhtem, hervorgehobenem Punkte, neben anderen religiösen Gestalten, denen möglicherweise, sogar wahrscheinlich, eine Achtung und Verehrung gleich starker, von Fall zu Fall sogar stärkerer Intensität des seelischen Erlebens und der Kraft von ihren Jüngern dargebracht werden. Daß Jesus Christus aber in diese Reihe nicht gehört, läßt sich vergleichend nicht erweisen, sondern läßt sich nur glauben oder leugnen. Daß dem so ist, läßt sich daran begreifen, daß Gott nicht erwiesen werden kann, sondern geglaubt werden muß, wenn anders wir von Gott und nicht von einem Götzen reden. Und weiterhin: daß dem so ist, läßt sich daran begreifen, daß man sich klär macht: es geht um Jesus Christus, nämlich darum, daß in Jesus Christus zu einer völligen, zu einer absoluten Entscheidung aufgerufen ist, und daß es zu dieser Entscheidung kommt, weil in ihm die zeitüberlegene, die zeitbezwingende Fülle des allmächtigen Gottes redet.

Es wird hier nicht aus der Geschichte heraus gelebt und gestaltet, sondern es wird ein Anspruch an die Geschichte gestellt und der Mensch in der Geschichte angeredet. Angeredetsein bedeutet aber: ich habe Antwort zu geben, ich in meiner Ganzheit habe Antwort zu geben, und ich — nicht aber vielleicht ein Anderer an meiner Stelle — habe Antwort zu geben; ich kann also auch nicht — der Antwort ausweichend — antworten, indem ich die zu beantwortende Frage ablenke auf die Anderen und als nur an die Anderen, nicht aber an mich gestellte anerkenne; ich würde — von mir wegweisend, vergleichsweise hinweisend auf die Anderen — die Antwort auf die an mich gestellte Frage schuldig geblieben sein.

Der Ausgangspunkt

Welcher Anspruch wird in der christlichen Wahrheit, die Jesus Christus ist, an die Geschichte gestellt, und wie, d. h. als was wird der Mensch durch die christliche Wahrheit angeredet? Der Anspruch, der gestellt wird, ist dieser:

Die Geschichte steht unter dem Schöpfer, ist diesem ihrem Schöpfer Gehorsam schuldig und hat die Gebote des Schöpfers zu erfüllen. Die Geschichte hat also ihre Maßstäbe nicht in sich selber, es sei denn, daß sie den Versuch mache, sich und ihre Leistungen zu vergötzen, d. h. aber, dem, der allein Herr und Gott ist, die Anerkennung zu versagen. Wenn aber alles Geschehen der Geschichte, alles Denken, Leben und Tun der Menschen nicht auf den Menschen, nicht auf das Geschöpf, sondern auf den Schöpfer, auf Gott bezogen ist, so bedeutet das nicht nur: die Geschöpfe haben ihr Leben und ihr Lebensrecht im Schöpfer und durch den Schöpfer, sondern es bedeutet auch: die Geschöpfe müssen in ihren Beziehungen zueinander gemessen werden an ihrer Bedingtheit durch den Schöpfer. Am Schöpfer gemessen werden heißt: an der Offenbarung Gottes in Jesus Christus gemessen werden. An dieser Offenbarung Gottes in Jesus Christus gemessen ist die Geschichte als Weltgeschichte sündige Geschichte, deren Wesen charakterisiert ist durch den Sündenfall. Damit ist der menschliche Versuch, eine einheitliche und womöglich eindeutig vorwärts und aufwärts führende Entwicklungslinie herauszufinden, zur Unmöglichkeit verurteilt, weil diese gesuchte Einheit durch den Sündenfall fragwürdig geworden und zerbrochen ist, also der Versuch einer einheitlichen Geschichtsbildung durch die Sünde gehemmt ist. Die alte Kirche hat diesen Tatbestand am deutlichsten, wenn vielleicht auch am anstößigsten, zum Ausdruck gebracht in der Lehre von dem durch die Erbsünde bedingten Sündenverhaftetsein der Welt und ihrer Geschichte. Und es bedeutet anderseits dieses glaubende Wissen an den Schöpfer: ich glaube, daß „mich Gott geschaffen hat samt allen Kreaturen", daß er also nicht das Ich allein, sondern das Ich und das Du geschaffen hat, so daß also das Ich nie ohne das Du, sondern stets nur mit dem Du da ist. Das Ich als das vereinzelte Ich, als das Ich, das nur sich und seinen Weg sieht, ist das Ich unter der Sünde. Das glaubende Ich ist das Ich, das darum weiß, daß ihm gesagt ist: Du sollst deinen Nächsten lieben wie dich selbst. Ein Sinn für das Ich und für die Geschichte ist also unter diesen Voraussetzungen nur zu finden in dem Jenseits des Ich und in dem Jenseits der Geschichte, so, wie sich die Parallelen in einem Punkte treffen, der im Unendlichen liegt.

Darum ist auch nie und nirgends weder die Geschichte noch das einzelne Ich ein möglicher Ausgangspunkt für die Verkündigung der Wahrheit. Sondern der mögliche Ausgangspunkt für die Darbietung der Wahrheit ist jenseits des Ich und jenseits der Geschichte. Es kann also unmöglich die Wahrhaftigkeit des einzelnen Ich zum Träger der Darbietung der Wahrheit, Jesus Christus, werden, sondern dieses einzelne Ich, das nach der Wahrheit, die Jesus Christus ist, fragt, ist ja eben selbst mitgefragt: Wer ist denn der, was ist es denn mit dem, der die Wahrheitsfrage aufwirft? Es liegt also in jedem Fanatismus ichhafter Wahrhaftigkeit die stete Gefahr und Versuchung, daß der, der wahrhaftig sein will, zum Pharisäer der Wahrhaftigkeit werde, indem er übersieht, daß der gleichen Fragwürdigkeit, deren er sein Gegenüber anklagt, auch er selber notwendigerweise unterliegt. Nicht das Ich kann Träger der Wahrheit, Jesus Christus, sein. Träger der Wahrheit kann immer nur eine über das Ich hinausgreifende, eine das Ich erst tragende und ihm sein Dasein möglich machende Größe sein. Diese Größe ist die Kirche.

Die Kirche

Sie ist die Trägerin der Verkündigung, der Verkündiger in ihr ist immer nur ihr Beauftragter, immer nur

ihr „verordneter Diener". Man kann diesen Tatbestand auch so ausdrücken: Wahrheit und Gewißheit liegen in der Verkündigung, nicht im Verkündiger. Darum ist die Frage nach dem Bekenntnis nicht die Frage nach der Lebendigkeit oder Tiefe oder Reichhaltigkeit des bekennenden Menschen, sondern immer die Frage nach dem, was bekannt wird. Es ist also im Bekenntnis nicht dies das Maßgebende, mit welcher Gefühlsbetontheit oder mit welcher persönlichen Ernsthaftigkeit — so bestimmt das alles auch da sein wird — eine Sache dargeboten wird, sondern die Sache, die uns in dem zu Bekennenden entgegentritt und uns und unseren Gehorsam beansprucht. Es kann dann geschehen, daß für die Gestaltung des Bekenntnisses manche Zeiten klassisch und autoritativ vor uns hintreten, und daß die Gegenwart unter die Anrede, und zwar unter die maßgebliche Anrede der Vergangenheit gerät. Wenn das geschieht, dann geschieht es aber nicht um der Vergangenheit als Vergangenheit willen, sondern weil in dieser Vergangenheit ein Durchbruch geschah, den wir etwa gegenwärtig entbehren.

So würde für unsere Lage die Reformation einen derartigen Anspruch zu stellen haben, und es würde umgekehrt der Anspruch einer kulturellen und religiösen Überlegenheit unserer Gegenwart gegenüber der Vergangenheit mit einem Fragezeichen zu versehen sein. Und es kann geradezu sein, daß wir mehr davon reden müssen, was nicht Verkündigung sei, als was Verkündigung und Bekenntnis sei. Fraglos steht auch hinter jedem Beginnen, das sich bemüht, auszusprechen und auszuscheiden, was nicht Verkündigung sei, notwendigerweise ein geglaubtes Maß der wirklichen Verkündigung. Wir sind aber um unserer Lage willen gedrängt, den notwendigen Dienst zu tun, auszusondern und zu bereinigen, was nicht Verkündigung sei. So werden wir beispielsweise heute sagen müssen, daß das, was in der Konfirmation geschieht, nicht Bekenntnis ist, obwohl mit einem besonderen Eifer darum gekämpft wird, für dieses Geschehen in der Konfirmation den Charakter des Bekenntnisses zu beanspruchen und zu rechtfertigen. Oder es ist notwendig, darauf hinzuweisen, daß das, was in unseren Begräbnisreden zumeist geschieht, nicht Bekenntnis, nicht Verkündigung ist, sondern ein menschliches Tun, das geschieht nicht auf Gott hin, sondern auf den Menschen hin, und das um des willen eine Verherrlichung des Menschen, aber kein Allein Gott in der Höhe die Ehre Geben ist. Und ebenso wird in einer noch breiteren Front zu sagen sein, daß sehr Vieles, was in der Kirche geschieht an Predigten, Ansprachen, im Vereinswesen, in Apologetik und Anderem nicht Bekenntnis, nicht Verkündigung ist, weil es geschieht mit menschlicher, politischer, kultureller Abzweckung, nicht aber im Dienste des Anderen, Gottes. Gerade die Kirche als die bekannte, sichtbare, in der Erfahrung gegebene Größe ist jederzeit in der besonderen Gefahr, unter der Aufschrift „Bekenntnis" das Bekenntnis preiszugeben; denn gerade dort, wo das Reden vom Bekenntnis und über das Bekenntnis gepflegt wird, wird nur allzu leicht verkannt, daß man nicht über das Bekenntnis reden kann, und daß man das Bekenntnis nicht als ein besonderes Prädikat, als den menschlichen Anspruch einer besonderen, den Bekennenden vor den anderen Menschen auszeichnenden Eigenschaft hinstellen darf. Immer dort, wo man diesen Versuch dennoch macht, wo man also seine eigene Bekenntnistreue und seine eigene Christusgläubigkeit vor dem anderen Menschen rühmt und dem anderen Menschen anbietet, ist zu befürchten, daß man der durch das Bekenntnis notwendigerweise bedingten Demut, dem wurzelhaften Erschüttertsein und Getroffensein ausgewichen ist und sich nun doch auf eine „Insel der Seligen" rettete, oder ein besonderes Pfündlein als das seine anerkennt, so wie man etwa ein Bankguthaben als das seine hat. Wir verfügen über das Bekenntnis aber nicht, sondern das Bekenntnis verfügt über uns. Und wenn es nicht über uns verfügt, wenn wir ihm, nämlich dem, was in ihm bekannt wird, nicht gehorsam sind, dann nützt uns all unser bekennendes Bemühen nichts.

Die Glaubwürdigkeit

Es tritt ja zudem das Merkwürdige ein, daß auch der andere Mensch, dem nun diese angebliche Überlegenheit angeboten wird, dieses Angebot als nicht kreditwürdig ablehnt. Es ist also aussichtslos, Menschen, die der Kirche zurückhaltend oder ablehnend gegenüberstehen, zu begegnen mit der Anpreisung der eigenen Kirchlichkeit und ihrer kulturellen, moralischen Qualitäten und Vorzüge. Es ist aussichtslos, dem Proletariat zu begegnen mit dem Angebote der kirchlichen Bekenntnistreue und ihm seine Untreue vorzuwerfen; denn es widerspricht dem Bekenntnis, wenn ich dem Anderen seine Bekenntnisuntreue vorwerfe, statt mir meiner eigenen Untreue, meines eigenen Ungehorsams gegen das Bekenntnis in steter Besinnung und Anklage bewußt zu sein. Es ist also das gegenwärtige, stark anwachsende klerikale Bemühen in Pfarrerschaft und in der Laienwelt der Kirche kein irgendwie, auf die Sache gesehen, verheißungsvoller Weg, um wieder zum Kirchewerden zu kommen. Jeder Weg, der in einer direkten Linie sein kirchliches Ziel erreichen will, sei es nun in dem Losungswort vom „Jahrhundert der Kirche", oder sei es in der ersehnten und gepriesenen „Hochkirche", muß notwendigerweise dieses Ziel verfehlen, weil der Zugang zu dem kirchlichen Wege — und der kirchliche Weg ist stets der schmale Weg — möglich ist nur dem durch Jesus Christus gebrochenen Menschen, während sonst — das dürfte aus der Bibel eindeutig genug hervorgehen — vor dem Tore der Engel mit dem gezücktem Schwert steht und abwehrt. Es sind daher auch alle Versuche und Bemühungen der Kirche solange unglaubwürdig und nicht bekenntnismäßig, als die Kirche oder ihre Vertreter sich anklagend vor einen heidnischen gottlosen Staat hinstellen und dabei übersehen das Heidentum im eigenen Herzen und die Gottlosigkeit in den eigenen Reihen. Buße predigen an ein der Buße bedürftiges Geschlecht kann immer nur der, der sich selbst mit unter die Bußpredigt stellt. Das weithin wirkungslose Reden der Kirche an die lebende Generation ist auf das stärkste mit dadurch bedingt, daß die redende Kirche sich nicht selbst mit unter das Gericht der Wahrheit, die Jesus Christus für alle ist, zu stellen bereit ist, das sie meint, Anderen verkündigen zu müssen. Man kann weder einer Jugend noch dem Proletariat noch irgendwelchen Kreisen Buße predigen und die Schuld vorhalten, wenn man sowohl übersieht, an welchem Punkte die eigene Mitschuld an dem Sosein der anderen liegt, als auch überhaupt dem Verdachte Raum gibt, man wolle dem Anderen den Spiegel vorhalten, verzichte aber aus Prestigegründen, das eigene Antlitz mit unter das Licht dieses Spiegels treten zu lassen. Man kann nicht Außenkritik der Kirche treiben, ohne sich der zwingenden und demütigenden Aufgabe einer bitter notwendigen Innenkritik zu unterziehen.

Jeder kirchliche Versuch hängt wesensmäßig davon ab, daß er getan wird rein als ein kirchlicher. Es ist die „Schuld der Kirche gegen die Welt", wenn sie der Welt das der Welt gegenüber anders geprägte, nämlich kirchliche Wort, vorenthält. Es ist verhängnisvoll, sich in soziale, kulturelle oder politische Bemühungen zu stürzen und darin ein Konkurrent neben anderen, nämlich weltlichen Konkurrenten, werden zu wollen und dabei den besonderen, den weltlichen Aufträgen gegenüber anders gerichteten Auftrag der Kirche zu vergessen und zu verraten. Die Kundgebung des Deutschen Evangelischen Kirchenausschusses zum zehnjährigen Tage von Versailles, am 28. Juni 1929, verdeutlicht an einem Beispiele, wie die Kirche in anzuerkennenden Bemühen, die Verbindung mit der konkreten Wirklichkeit zu gewinnen, den ihr be-

sonders aufgetragenenen Dienst der Verkündigung des Wortes übersieht. Daß sich Regierungen und Parteien dagegen wehren, unter die Schuldanklage des Versailler Vertrages gestellt zu werden, ist richtig und zu billigen. Daß aber die Kirche die gleichen Töne aufnimmt, ist nicht nur eine überflüssige Verdoppelung dessen, was andere Stellen ebenso gut, sogar besser, schon von sich aus getan haben, sondern ist auch ein schmerzlicher und schuldhafter Verzicht darauf, das besondere Wort zu diesem konkreten Anlaß zu sagen, nämlich davon zu reden, daß im Sinne christlicher Wahrheitsverkündigung von Schuld sprechen doch noch etwas Anderes bedeutet, als von dem Standorte des sich gegen die Gewalttätigkeit eines anderen Staates wehrenden Staates her sprechen. Christlich von Schuld sprechen, heißt zum Ausdruck bringen, daß auch wir selbst, die Sprechenden, unter der Mächtigkeit der Schuld stehen, deren wir die Anderen anklagen, und heißt darum aufrufen zu einer radikalen Besinnung auf die Schuld des eigenen Lebens und der Geschichte des eigenen Volkes, damit aber den hoffnungsvollen Weg antreten, daß wir uns mit den anderen Sündern als Sünder erkennen.

Die Sünde

Denn das ist nun die Antwort auf die zweite, eingangs gestellte Frage: Die wahre Lage des von der christlichen Wahrheit angeredeten und gefragten Menschen ist die, daß er sich als Sünder angesprochen weiß, und daß er, wenn er die Sünde als Sünde nimmt, damit das Andere weiß: an der Sünde muß der Mensch notwendigerweise sterben, innerlich und äußerlich. Der Tod ist der Sünde Sold. Es ist nicht so, daß Sünde eine Eigenschaft des Menschen bedeutet, die er hat neben anderen erfreulichen und anzuerkennenden und neben anderen unerfreulichen und zu mißbilligenden Eigenschaften, sondern Sünder sein heißt: es ist in der Wurzel das Sein in Unordnung. Man darf also von der Sünde nicht reden als von einer seelischen, moralischen Qualität. So von Sünde reden hieße humanitär sprechen. Sondern von Sünde reden kann man wiederum nur im Glauben. Daß wir Sünder sind, ist nicht durch eine erläuternde Anschaulichkeit, etwa des Hinweises auf all das Böse im Einzelnen und Ganzen, zu erledigen. Daß man auch diesen Versuch macht, ist sicherlich kein überflüssiges Tun, aber es ist ein Tun, das durchaus im Rahmen einer menschlich, geschichtlich, innerweltlich orientierenden Betrachtung vollzogen wird. Was aber Sünde sei, wird deutlich nur durch Offenbarung, nämlich in der Begegnung des Menschen mit Gott, oder besser und richtiger, in der Begegnung Gottes in Jesus Christus mit dem Menschen. Dann, wenn Gott dem Menschen und der Mensch Gott gegenübersteht, dann, wenn dieses Gegenüber deutlich geworden ist, dann, in dieser Seinslage, ist von Sünde zu sprechen, ist davon zu reden, daß das Geschöpf seinen Ungehorsam gegenüber dem Schöpfer zugeben muß.

Nun aber ist das Unheimliche und Bedrohliche dieser Lage dieses. Wir sind zum Gehorsam gegen den Schöpfer unbedingt und bedingungslos verpflichtet. Es handelt sich um ein schlechthinniges Müssen: „Du sollst!" Irgendein unmittelbarer oder mittelbarer, ein direkter oder ein verbrämter Hinweis auf unser Bedingtsein durch Schicksale, Verhältnisse, Vererbung wird zur Unmöglichkeit dort, wo dieses „Du sollst" da ist, wo der lebendige Gott seinem Geschöpfe begegnet. Mag es mit unserer Bedingtheit durch Schicksal und Vererbung stehen, wie es will, hier aber handelt es sich um den, der unbedingt zu uns redet und unsern unbedingten Gehorsam will. Wir werden in der Beurteilung des anderen Menschen und seines Tuns immerhin seiner Schicksalsbedingtheit und seiner Bedingtheit durch Vererbung gerecht werden müssen; etwas völlig Anderes aber ist es, wenn ich von mir und von meiner Schuld spreche, weil dann von der Unbedingtheit des Gehorsams zu sprechen ist. Ist der Gehorsam aber nur an einem Punkte, also in einem Ereignis meines Lebens, verweigert, so ist er damit grundsätzlich gebrochen, und ist grundsätzlich der Tod über mich verhängt.

Das Zeugnis

Aber es geht ja zudem nicht nur um diesen einen Fall, sondern es geht um die Mächtigkeit der Sünde, unter die ich mich in meinem Leben geknechtet weiß, und um die ich desto deutlicher weiß, je ehrlicher ich gegen mich bin. Bin ich aber unter die Mächtigkeit der Sünde geworfen und damit dem Tode unterworfen, so ist damit unter der Beleuchtung der christlichen Wahrheit die Frage nach meinem Sein oder Nichtsein aufgeworfen. Dann aber sind wir eben damit an dem Punkte, wo nun als das letzte Wort der christlichen Wahrheit zu verkündigen ist: „Dir sind deine Sünden vergeben" und „Siehe, das ist Gottes Lamm, welches der Welt Sünde trägt" (Luk. 7, 48, Joh. 1, 29). Dieses christliche Wort der christlichen Wahrheit und Gewißheit dem unter der Sünde Lebenden und, weil unter ihr Lebenden, durch sie Sterbenden zu sagen, ist der Ort und die Verantwortung der Kirche. Es kann nur im Glauben gesagt und nur im Glauben gehört werden. Es läßt sich weder in Betonung kultischer oder liturgischer Vergewisserung vermitteln noch in der angeblichen Unmittelbarkeit und Überzeugungskräftigkeit eines Werke schaffenden Aktivismus in sozialem Geschehen oder kultureller Entfaltung dem anderen Menschen oder einer Zeit nahebringen. Es läßt sich auch weder in der Direktheit psychologischer Vergewisserung im Beichtstuhle noch in der psychoanalytischer Bemühungen zu dem anderen Menschen bringen. Vielmehr es läßt sich nur geben, so, daß nicht der Gebende gibt, sondern hinweist auf das in Jesus Christus am Kreuze und in der Auferstehung Gegebene. Es läßt sich dieses Gegebene nicht in der Ebene einer unmittelbaren menschlichen Vergewisserung, gleichsam in dem Gebaren einer Lebensversicherung, bringen, sondern es läßt sich nur bezeugen. Kirche und kirchliches Amt und christliches Tun sind möglich nur als Zeugnis. Wir können die Wahrheit und Gewißheit, die Jesus Christus ist und die uns verkündigt ist, nur bezeugen. Wir können nicht uns rühmen eines Erlebnisses oder einer Betätigung, sondern wir können nur mit dem Anderen unter das Kreuz treten.

Diese, wenn man so will, Einschränkung auf das Zeugnis schließt jedes diktatorische, klerikale Verhalten aus, das notwendig vom Kreuz her gerichtet ist. Autorität ist nicht der Verkündiger, sondern das, was verkündigt wird, die Verkündigung, das Kreuz. Daß man dieser gebotenen Einschränkung auf das Zeugnis entgegentreten kann mit dem Vorwurfe, es werde hier der Versuch der Intellektualisierung, der Vergötzung des „bloßen Wortes", gemacht, ist verständlich in der Unkirchlichkeit auch der Kirche dieser unserer Gegenwart, ist aber ein Mißverständnis des sachlichen Anliegens, um das es hier geht. Denn nicht von dem Worte als einer menschlichen physisch-psychischen Handlung ist die Rede, sondern von dem Worte Gottes, von ihm aber wiederum immer nur im Glauben. Von ihm kann die Rede sein im Zeugnis irgendwelchen menschlichen sichtbaren Geschehens, wenn es im Glauben geschieht. Ob es — sei es das meine, sei es das eines Anderen — im Glauben geschieht, ist zu hören und zu entscheiden nur im Glauben. Ob das Wort des Mannes auf der Kanzel mir begegnet als menschliche (möglicherweise sehr eindrucksvolle) Rede oder aber als Verkündigung, ist für das natürliche Ohr schlechterdings nicht zu entscheiden, sondern ist Entscheidung des Glaubens. Ob ein Tun des Ich zum Du ein Tun im Glauben ist, läßt sich am sichtbaren Tun nie eindeutig und unbezweifelbar erkennen, es kann immer beides sein: Verherrlichung des eigenen Ich oder aber Dienst am anderen Du um des Gebotes Gottes willen. Ob es dieses Zweite ist, kann be-

jaht werden immer nur im Gehorsam des Glaubens. Daß es aber — in diesem wie in jenem Fall — im Glauben bejaht werden kann, d. h., daß wir nicht hoffnungslos die Sklaven der Sünde, gebunden an das Ich und seine Schuld, bleiben, geschieht, weil Jesus Christus für uns Sünder gestorben ist, dem Tode die Macht genommen hat, und weil durch seinen Willen Gemeinde der Glaubenden ist, Kirche unter dem Kreuz.

Dresden-Plauen Karl Aé

Harnack

Die Nachricht vom Hinscheiden meines Lehrers und Freundes traf mich auf einer Fahrt ins hessische Gebirge zu einigen Erholungstagen. Der Kollege, der sie mir aus der Zeitung, die er in der Hand hielt, übermittelte, kein Theologe, meinte: Da ist einer der Letzten der universalen Generation der Mommsen, der Helmholtz von uns gegangen. Ich nickte, aber gleichzeitig fuhrs mir durch den Kopf: Harnack war kein Mommsen, war kein Helmholtz. Er war etwas ganz Anderes. Ich weiß, wenn ich zurückblicke in die deutsche Geistesgeschichte, nur Einen, mit dem ich ihn vergleichen möchte: Leibniz. Mit dem aber ernstlich. Leibniz war Philosoph und Theolog, Naturwissenschaftler und Mathematiker, war Geschichtschreiber und Politiker, Verwaltungsmann und Hofmann. Wo er zugriff, da hat er anregend und befruchtend gewirkt als eine recht eigentlich teleologische Natur, die dem Drange folgt, Zwecke zu setzen und sich zweckvoll zu betätigen. Ich weiß, daß ihm damit in den Augen manchen Kritikers schon das Urteil gesprochen ist. Man lese Eugen Dühring, dessen Philosophie-Geschichte nachzuschlagen man stets gut tut, wenn es das eigene Urteil zu prüfen gilt: „Ein bloßes Talent, welches jeglicher schöpferischen Kraft mangelte ... und in der stillen Aneignung fremder Ideen seine Stärke suchte." „Ein publizistisch journalistischer Geschäftstreibender." „Wenn jemals der Mangel philosophischer Gesinnung mit einem gewissen Maß von Talent und Polyhistorie vom Glück des Lebens auffällig begünstigt worden ist ..., so hat man in Leibniz einen solchen Fall vor Augen." Und das angesichts der Nachwirkung eines Mannes, von dem noch heute die Welt spricht.

Auch Harnack hat seinen Dühring gefunden, er schon zu Lebzeiten. Aus dem Nachlaß von Franz Overbeck veröffentlichte Bernoulli (1919) jene bitterböse Charakteristik, die uns, die wir es besser wußten, aufs tiefste empörte. Um ihr das Gift ein für allemal auszusaugen, möge sie als schwarze Folie in ihren Hauptzügen hier einen Platz finden:

> Harnacks Größe beruhte darauf, daß er Niemandens Schüler ist und in gewissem Sinn auf sich selbst steht, genügende Talente hat, um damit die Kosten seiner Lebensfahrt zu bestreiten. Diese Talente sind erstens die Unverdrossenheit und Ausdauer seines Fleißes und zweitens die Vielheit seiner Ohren ... (ich lasse das Häßlichste weg). Er ist ein Vogel Wendehals, der überall hinzuhören vermag ... Gedanken hat er nicht, wer hätte etwas der Art bei ihm vernommen, aber aus ihm klingen unzählige Gedanken heraus, die ihn umtönt haben und die er virtuos aufzuschnappen in der Tat wunderbar (nach Art der Meermuschel) organisiert war.

Es gehört nicht hierher, auszuführen, wie dieser Haß gegen Harnack — so muß man es doch wohl nennen — nach anfänglich freundschaftlichem Verstehen allmählich in Overbeck groß geworden ist. Der Briefwechsel, den beide Männer durch lange Jahre geführt haben, wird davon wohl einmal auch in der Öffentlichkeit Zeugnis ablegen. Hier fragen wir nur: Das dem Manne, dessen Entstehungsgeschichte des kirchlichen Dogmas ein ganzes Geschlecht hochstrebender Schüler gelöst hat vom Bann der Vorurteile; der in seiner Geschichte der altchristlichen Literatur Stein an Stein gefügt hat, um ein Gebäude zu errichten, das mit künstlerischer Darstellung zu krönen er sich leider, hier vielleicht zu zurückhaltend, versagt hat; dessen „Mission und Ausbreitung des Christentums in den ersten drei Jahrhunderten" einen noch lange nicht ausgeschöpften Reichtum an allgemeinen Erkenntnissen und Einzeluntersuchungen vor uns ausbreitete? Das dem Manne, dessen „Wesen des Christentums" Hunderttausenden den rechten Weg gewiesen hat aus knechtischem Zwang zu freier Hingabe? Das dem Manne, um nun ganz Anderes heranzuziehen, der mit dem Scharfblick des genialen Organisators die „Kaiser-Wilhelm-Gesellschaft zur Förderung der Wissenschaften" schuf und ihre umfassenden Pläne aus eigenstem Geistbesitz heraus bildete und nährte, auch wo es sich um Dinge handelte, die dem Theologen und Historiker so fern als möglich liegen? Dem Manne, der die Geschichte der preußischen Akademie der Wissenschaften schrieb und darin den Abschnitt über die Geschichte der mathematischen Abteilung meisterte, so daß sein mathematischer Kollege, ohne etwas zu- oder abzutun, sein Plazet geben konnte?

Aber es bedarf der Rhetorik nicht, die nur der Unwille über den Unverstand hat aufsteigen lassen. Es gilt, zu ruhiger Betrachtung sich den Weg zu bahnen. In jenem Zusammenhang hat Overbeck auch den gehässigen Satz geschrieben: „Die Nichtigkeit seiner Schule wird die seiner Schülerschaft schon an den Tag bringen." Wenn je ein Urteil fehl am Platze war, so ist es dieses. Es bricht den Stab über eine ganze Generation von Gelehrten und ihren Meister, dessen und deren Namen in der weiten Welt der Wissenschaft einen guten, hellen Klang haben. Dem kleinen Kreis wissenschaft-begeisterter Schüler, dem ein glückliches Geschick es vergönnt hat, daß sich das jugendfrische Wesen des Leipziger Dozenten ihm erschloß, folgten in Gießen, Marburg und dann in Jahrzehnte langer Wirksamkeit am Brennpunkt deutschen wissenschaftlichen Lebens immer wachsende Scharen, und auch das Ausland horchte bald auf die neuen, theologisch-verbildeten Ohren ungewohnten Töne einer an der philologischen Schwester-Wissenschaft geschulten, aber dem eignen Organismus angepaßten Methodik. Die Heutigen können es kaum noch wissen, was Arbeiten wie die anscheinend so trockene „Überlieferung der griechischen Apologeten des zweiten Jahrhunderts" (1882) für uns bedeuteten, wie belebend „Die Lehre der zwölf Apostel nebst Untersuchungen zur ältesten Geschichte der Kirchenverfassung und des Kirchenrechts" (1884) bei ihrem Erscheinen auf uns wirkte. Gewiß waren Hilgenfeld und Lipsius vorangegangen, auch Overbeck sagte — selten genug — manches gescheite Wort. Aber hier war freilich etwas, was in besonderer Weise zündete und weiterwies.

Mit einem Worte seis gesagt: Es war keine antiquarische Arbeit. Gewiß, es war Wissenschaft um der Wissenschaft willen, und nichts konnte uns mehr erregen, als wenn man unserem Lehrer vorwarf, daß er bei seinen Veröffentlichungen von apologetischen Nebengedanken beeinflußt sei. Besonders gegenüber der „Dogmengeschichte" (1886) konnten sich die Vertreter der damals herrschenden liberalen Theologie — ich denke etwa an Lüdemanns übrigens dauernd beachtenswerte Besprechung des Buches im „Theologischen Jahresbericht" — in die veränderte Fragestellung nicht finden. Das war ihr gutes Recht, solange es sich dabei um wissenschaftliche Auseinandersetzung handelte. Aber eben dabei blieb es nicht. Man merkte nicht oder wollte es nicht merken, das gerade Harnacks Werk doch im letzten Grunde nur den Nachweis aus der Geschichte dafür führte, daß das Dogma einer überwundenen Epoche angehört, und — wie er selbst es mir gegenüber viel später ausgedrückt hat — „in diesem Sinn" eine „Kampfschrift" sein sollte. Viel verständlicher, ja in gewissem Sinn selbstverständlich, war darum der Schrecken, der den sogenannten Orthodoxen unter den Theologen in die Glieder fuhr: denn hier ward nun wirklich einmal die Axt an den Baum gelegt, und wem darüber das Verständnis aufging, daß nicht das

Dogma die Geschichte meistern soll, sondern diese berufen ist, auch über das Dogma zu richten, dem mußten auch die bisher gehaltenen Augen aufgehen, wenn es sich um die Auswertung des Dogmas in der Kirche der Gegenwart handelte. Daher die Hüter des Heiligtums nicht ohne Grund bewegliche Klage darüber führten, daß mit Harnacks Berufung nach Berlin der Thron des Satanas in der Reichshauptstadt aufgerichtet worden sei. Und wiederum ist es verständlich, daß, als nun wenige Jahre später sich an der Geltung des Apostolikums als des grundlegenden kirchlichen Bekenntnisses die Gemüter erhitzten, als Harnack sich in die vorderste Reihe derer stellte, die ihre Zweifel äußerten, als sich die 29 Sachverständigen in Eisenach*) seinem Votum anschlossen: daß sich nunmehr der Zorn aller Gutgläubigen über die Verstörer des Heiligen ergoß, die es nun einmal nicht wahr haben wollten, daß mit dem Mantel auch der Herzog fallen, daß also mit dem altkirchlichen Bekenntnis auch der christliche Glaube begraben sein solle. Daß unter diesen Umständen das Erscheinen des „Wesens des Christentums" (1900) die Lage nur verschärfte, darf Niemanden wunder nehmen. Aber auch der gerechte Gegner sollte den positiven Grund nicht übersehen, auf dem dies Bekenntnis zu einem gereinigten Christentum aufgebaut ist, sollte die warmen Töne nicht überhören, die dem Empfänglichen aus diesem ruhigen, allem Verstiegenen abholden, wohl abgewogenen und im besten Sinne aufklärenden Werk entgegenklingen. Übrigens hat die Kirche von ihrem Verhalten Harnack gegenüber selbst den Schaden gehabt und das auch, widerwillig genug, nach langen Jahren anerkennen müssen.

Inzwischen wirkte der mächtige Antrieb weiter, den Harnacks Arbeiten dem Studium, insbesondere der alten Kirchengeschichte gegeben hatten. Mit Heißhunger stürzten sich die jungen Forscher auf ein trotz mancher Spatenstiche früherer Arbeiter noch brach liegendes Land. Die lange Reihe der „Texte und Untersuchungen zur Geschichte der altchristlichen Literatur" brachte von Jahr zu Jahr neues Erntegut in die Scheuern, und es ist keine Übertreibung, wenn man gesagt hat, daß Mancher auf die Beschäftigung mit der Geschichte des Mittelalters oder der Neuzeit mit einem gewissen Hochmut herabblickte. Der Meister hielt sich den Blick offen für alle Gebiete des unendlichen Arbeitsfeldes: nicht nur, daß ihn auch das Neue Testament, das längst eine Domäne für sich bildete, in der intensivsten Weise beschäftigte, oft mit Ergebnissen, die ob ihres konservativen Anstrichs seine Jünger befremdeten, er zog seine Kreise auch bis in die neueste Zeit hinein. In großen Überblicken und gelegentlich auch in der Kleinarbeit versenkte er sich in Mönchtum und Papsttum, in Reformation und Gegenreformation, in Protestantismus und Katholizismus, auch der neuesten Zeit, schüttete in vielen Bänden seiner „Reden" und Aufsätze" ein wahres Füllhorn gedankenreicher Äußerungen über Vergangenheits- und Gegenwartsfragen über uns aus und ließ dabei doch nicht einen Augenblick die Liebe seiner Jugend und seines Alters, die alte Kirche und ihre gnostischen Gegner, voran seinen geliebten Marcion (1921), aus den Augen. Zeugnis sind vor allem die Abhandlungen, die er zu den Sitzungsberichten der Berliner Akademie beigesteuert hat, und die, 70 an der Zahl, allein drei stattliche Bände füllen. Da konnte er seiner Freude an gelehrten Hypothesen, die ihm bei jeder Gelegenheit fast ungesucht zuflossen, nach Herzenslust frönen. Die haben freilich gewissenhafter Nachprüfung nicht immer Stich gehalten. Aber nie hat er sie ausgehen lassen, ohne sie mit genauester Sachkenntnis zu unterbauen.

Als die Vertreter der sogenannten religionsgeschichtlichen Schule es unternahmen, mit gerade auch durch Harnacks Arbeit geschärften Augen die Originalität altchristlicher Glaubensvorstellungen und Gedankenbildungen an denen der hellenistischen Umwelt nachzuprüfen, hat Harnack dem oft ungestümen Drängen gegenüber einen zurückhaltenden Standpunkt eingenommen. Und wiederum fahndete man nach dem apologetischen Sauerteig. Damals schrieb er mir — aus Anlaß der Reitzenstein-Kontroverse über 1. Kor. 13 — Folgendes:

„Die Fachgenossen scheinen mich in dieser Hinsicht noch immer nicht zu kennen, obwohl ich schon mit 20 Jahren nicht anders gesinnt war, und einen anderen Standpunkt als wissenschaftlichen überhaupt niemals in meinem Leben begriffen habe. Eben deshalb vergesse ich es wohl, daß minder freie Geister religiöse Angriffe, Denuntiationen und dergleichen Häßliches wittern, von dem meine Seele nichts weiß. Auch der Unterschied von Theologen und Philologen in Bezug auf die Arbeiten hat niemals für mich bestanden, wie ich denn auch in dem inkriminierten Aufsatz diesen Unterschied schlechterdings nicht berührt habe. Es wäre das ja auch ganz unsinnig, da wir Theologen genug haben, welche mit den hellenistischen Übertreibern gehen, wiederum solche, welche zuviel aus dem Judentum erklären (z. B. Schlatter), und die ganze Frage weder eine Fakultätenfrage, noch eine Frage der Methode ist, sondern lediglich eine Frage des Maßes und des Erkennbaren. Ich glaube, daß dies Letztere vielfach übertrieben wird, daß die Ableitungsfragen im Zeitalter der Theokrasieen schwieriger sind, daß die Bedeutungsänderungen in zahllosen Fällen so große waren, daß Frucht und Wurzel kein inneres Verhältnis mehr besitzen, und endlich — daß das Trachten nach einer hellen und logischen Glaubenserkenntnis auf Grund fester kerygmatischer Überlieferung in der Kirche der beiden ersten Jahrhunderte das stärkste gewesen ist, gegenüber bewußt-unbewußter Mysteriensucht und Mysterieneinflüssen, die bestanden haben, aber sehr übertrieben werden. Diesen Standpunkt zum Ausdruck zu bringen, ist meine verfluchte Pflicht und Schuldigkeit, und ich werde fortfahren, auf dieser „Komponente" zu bestehen, da ich Wenige sehe, die es auch tun. Die richtige Mittellinie, wenn ich wirklich einseitig sein sollte, wird sich schon herstellen. Das Ganze ist ein rein wissenschaftlicher Kampf, und ich bin gar nicht imstande, ihn anders zu empfinden oder zu betreiben. Aber nicht nur die Religion, sondern auch die simple Wahrheit im Kleinsten, so wie man sie erkennt, hat ein Recht, mit heiligem Eifer verteidigt zu werden."

Seine rasche Feder — er schrieb alles mit eigener Hand und stenographierte nicht — ruhte nie. Das Verzeichnis seiner Schriften von 1927 weist 1500 Nummern auf. Gewiß, darunter ist manches kleine Blatt, sind viele Rezensionen — er las die Bücher mit der Feder und brachte dann seine Gedanken zu Papier: aber wo wäre auch nur eine Rezension, aus der man nicht lernen könnte! — da ist aber auch, von den ganz großen Werken zu schweigen, so manches kleinere Buch lichtvollen Inhalts. Will ich mir seine schriftstellerische Art vergegenwärtigen, so fällt mir immer wieder eine Betrachtung ein, die auf ihn selbst zurückgeht. Als ich im Winter 1884 auf 1885 in seiner Studierstube in Gießen einmal wöchentlich allein mit ihm den Eusebius lesen durfte — mangelhaft vorbereitet, eine Art Versuchskaninchen, an dem er die Wirkung seiner Ideen ausprobieren mochte —, da meinte er einmal, er stelle sich das wissenschaftliche und schriftstellerische Wirken gern unter dem Bild eines dreistöckigen Hauses vor: unten die Geschäftsräume, da wird untersucht und geforscht; in der Mitte wohnen die feinen Leute, da schätzt man die ruhig abgeklärte Darstellung; oben aber, da ist der am Werke, der den freien Ausblick liebt und nicht gerne Jemanden über sich hat, da ist das Raisonnement zu Hause. „Am liebsten", fuhr er fort, „wohne ich im Oberstock; aber, wenns sein soll, würde ich mein Leben unten verbringen; in der Beletage (so sagte man damals noch) fühle ich mich nicht wohl." Er hätte seine Arbeitsweise nicht besser charakterisieren können.

Auch von seiner verblüffenden Vielseitigkeit, wo Kirche und Theologie, Wissenschaft und Schule, Bibliothek und Forschungsinstitute, Soziales und Politisches in bunter Fülle nebeneinander lagen, noch ein paar bezeichnende Erinnerungen. „212 Angestellte", sagte er mir kurz nach seiner Ernennung zum Generaldirektor der preußischen Bibliotheken, „hat mein Ressort, und ich kenne sie alle." Als wir bei seiner Geburtstagsfeier (1921) zusammensaßen, zog der Präsident der Kaiser-Wilhelms-Gesellschaft ein Telegramm aus der Tasche: „Hier wird mir eine Stiftung angekündigt, die sichert uns Rovigno." Wie lebhaft beschäftigten ihn bei seinem letzten Besuch in Gießen (1927), als er mit Rade an meinem Tisch saß, die jüngsten Er-

*) Vgl. diesen Jahrgang Nr. 5 Sp. 221. 1892 Nr. 42.

rungenschaften der „Gesellschaft", und diese seine eigenste Schöpfung war es ja auch, die zu weihen er nach Heidelberg auf die Todesfahrt zog.

Soziales und Politisches! Es kommt mir nicht zu, über das zu urteilen, was er hier geleistet hat. Doch darf die Erinnerung an seine langjährige Tätigkeit für den „Evangelisch-Sozialen Kongreß" auch hier nicht fehlen. Was aber das Politische angeht, so mag er denn zum Schluß dieser Zeilen, die von Herzen kommen und zu Herzen gehen wollen, selbst das Wort nehmen. Die großartige Unbefangenheit, die sein Urteil auszeichnete, wird sich Jedem aufdrängen, der seinen Worten folgt. Es war im Jahre 1925. Ich hatte, wie ich es nun einmal empfand, meinem Befremden über seinen Ebert-Brief*) ihm gegenüber Ausdruck gegeben. Darauf antwortete er mir aus Schloß Elmau unter dem 7. März wie folgt:

Verdrossen, fast muß ich sagen geschmerzt hat es mich, daß auch Du an meinem Brief an Ebert (in Rücksicht auf den Kaiser) glaubst Kritik üben zu müssen. Was hat denn die Bezeugung meiner Anerkennung und meines Vertrauens zur Regierungsfähigkeit Eberts mit meinem Verhältnis zum Kaiser zu tun? Aber heute gilt in Deutschland der Satz: „Gerechtigkeit dem Gegner gegenüber zu üben, ist Verrat am Freunde." Oder es gilt vielmehr jene dumpfe Beschränktheit der Parteischablone, die Welt- und Lebensanschauungen in der Fülle ihrer Elemente und Stufen wie ein Kasernen-Reglement unifizieren heißt. Ich habe mich mein ganzes Leben hindurch an solche Regeln dürftiger und liebloser Geister nie gehalten, und mein Gewissen gebietet mir, wo's sein muß, dies zu dokumentieren. Über den Partei-Deutschen, ja über den Deutschen hinaus bin ich ein Mensch und ein Christ und will und muß die Konsequenzen davon ritterlich ziehen. Wer eine Partei hat, der habe sie, als hätte er sie nicht... Was mein persönliches Verhältnis zum Kaiser anbetrifft, so wird das höchst falsch beurteilt; doch bleibe ich ihm persönlichen Wohlwollens wegen zum Dank verpflichtet und habe an diesem Danke es nie fehlen lassen. Übrigens beurteilt der Kaiser selbst augenscheinlich meinen Ebert-Brief nicht kleinsinnig. Ich hatte ihm, wie stets, an seinem Geburtstag zu schreiben (4 Wochen nach dem Ebert-Brief), und er hat mir so geantwortet wie immer. — Was das Materielle meines Briefs betrifft, so zweifle ich nicht, daß die deutsche Geschichte mir sehr bald Recht geben wird, und ich freue mich, daß es mir noch vergönnt gewesen ist, dem höchstverdienten Reichspräsidenten Dank und Verehrung darzubringen, während die Verleumder in den Rechtsparteien ihn mit Schmutz bewarfen und recht eigentlich zu morden versuchten, was ihnen ja auch gelungen ist.

In einer der ersten Zeitungsäußerungen nach Harnacks Tode las ich: „Als wissenschaftliche Persönlichkeit wurzelte der Gelehrte durchaus in den Traditionen des neunzehnten Jahrhunderts." So schrieb mir auch Rade gleich am ersten Tag: „Seine Zeit sank früher dahin als er selbst." Mag sein. Und doch wird die Geschichte erst darüber zu urteilen haben, ob dieses einst so hochgepriesene, jetzt vielgescholtene Jahrhundert und mit ihm die Männer, in denen seine Art sich ausprägte, unsern Kindern und Kindeskindern nicht mehr zu sagen haben, als Übelwollen und Unverstand zugeben mögen. Wir bekennen uns zu dem Geschlecht, das ins Helle strebt, und dabei ist uns Harnack Führer gewesen.

Gießen Gustav Krüger

Bilder vom Evangelisch-Sozialen Kongreß in Breslau

1. Trauer um Harnack

Es war, als wären wir zu einer Trauerfeier für unseren Führer hier zusammengeströmt, als Präsident Simons den Kongreß mit der Mitteilung vom Tode Adolf von Harnacks eröffnete. Wer es damals miterleben durfte, dem wird es unvergeßlich geblieben sein, wie vor 26 Jahren an derselben Stelle unser Harnack mit der ihm eigenen Eindringlichkeit seiner klaren, scharfzupackenden und wuchtigen Redeweise den evangelischen Gewissensaufruf erließ und wie unter den Gästen kein Geringerer als der Oberpräsident Graf Zedlitz-Trützschler, die verehrteste Patriarchengestalt des damaligen Schlesien, unter dem sichtlichen Eindruck dieser Rede auf die beabsichtigte Form der Begrüßungsansprache verzichten zu wollen erklärte, um seiner tiefen Freude darüber Ausdruck zu geben, in dem alle weltanschaulichen Gegensätze übertönenden Gleichklang christlich-sozialen Empfindens und Tatwillens mit dem von solchem Geiste erfüllten Kongreß verbunden zu sein.

Den zweiten Verhandlungstag eröffnete die Gedächtnisrede Baumgartens. Sie war mehr als eine der Gaben, wie uns seine wunderbare Improvisationskunst so manche beschert hat. Es war eine weihevolle Feierstimmung, unter der ein Freund das Bild des Freundes enthüllte, wie es ihm die frische Trauer lebendig werden läßt, das Bild des universalen Forschers, Lehrers und Denkers, das Bild des Christen, dem das Einfachste das Schwerste, aber auch das Seligste ist, und das Bild des Volksfreundes, dessen baltischer Geistesaristokratismus sich mit dem Gefühl verband, daß auch geistiges Eigentum verpflichtet und den Besitzenden dazu drängt, seine Schätze ganz in den Dienst der notleidenden Volksgenossen zu stellen.

Und von der Todesahnung, mit der der greise Präsident der Kaiser-Wilhelms-Gesellschaft die Reise nach Heidelberg antrat, die ihm unerläßliche Amtspflicht war, gab die am Volksabend verlesene Postkarte an den Generalsekretär Herz Kunde: es war der letzte Segenswunsch Harnacks für seinen Kongreß.

2. Vom Wandel des Eigentumsbegriffs

Über Eigentum, Evangelium und Gesellschaft referierten zwei Hochschullehrer, der Theologe Professor Weinel aus Jena und der Nationalökonom Professor Keßler aus Leipzig.

Weinel ging davon aus, daß bereits vor 33 Jahren sich der Kongreß in einer Entschließung nach Vorträgen von Wendt und Gierke für die soziale Versittlichung des Eigentumsbegriffs eingesetzt habe, daß aber dem zum Trotz in dem kurz darauf erlassenen Bürgerlichen Gesetzbuch der römische, individualistische, widersittliche, egoistische, starre und harte Eigentumsbegriff triumphiert habe, so in dem § 903, nach dem der Eigentümer grundsätzlich mit der Sache nach Belieben verfahren und Andere von jeder Mitwirkung ausschließen kann. Weinel erklärte diese Eigentumsauffassung für nicht mehr brauchbar. Nach einer Übersicht über die Anregungen, die seit jener Entschließung von Gelehrten, Praktikern und Politikern ausgegangen seien, den Eigentumsbegriff zu reformieren, folgte eine von den sittlichen Forderungen, die die Weimarer Verfassung an den rechten Gebrauch des Eigentums stellt, ausgehende Kampfansage an die säkularisierenden Neigungen, dem Evangelium Zuständigkeit und Zulänglichkeit zur Aufstellung von Maßstäben für die Reform des Eigentumsbegriffs abzusprechen und die Eigengesetzlichkeit der Wirtschaft zu behaupten. Wie die Sklaverei einst nicht etwa als technisch verfehlt abgeschafft, sondern von sittlichen Antrieben überwunden worden ist, so ist die Lösung von Wirtschaftsproblemen niemals eine technische, sondern stets eine sittliche Angelegenheit. Nicht Begrenzung des Eigentumsrechts durch einzelne fremde Interessen, die kalt und feindselig denen des Eigentümers gegenüberstehen, sondern Durchwaltung der Eigentumsidee von dem Geiste der Liebe, die Mensch und Mensch verbindet und Eigentum nur als anvertrautes Gut, das zum Gemeinwohl zu verwalten ist, kennt, muß die Forderung des evangelischen Ethos sein.

Als einzelne Forderung stellte der Redner den Anspruch des Industriearbeiters hin, im Gegensatze zum Landwirt, dem mit individualistischer Eigentumsauffassung am besten gedient sei, aus einer Wirtschaftsordnung erlöst zu werden, in der seine Arbeitskraft nur Ware auf dem Arbeitsmarkt ist. Er muß die Wohltat des Eigentumsanteils an dem, was er erarbeitet, genießen dürfen. Als ideale Lösung empfahl der Referent hierfür die Produktivgenossenchaft unter aristokratischer Leitung des Werkes, wie er sie vorbildlich in den Zeißwerken Abbés,

*) Berliner Tageblatt 1924 Nr. 613 vom 27. Dezember.

dieses an Genialität mit Bismarck zu vergleichenden und ganz zu Unrecht totgeschwiegenen Wirtschaftspioniers verwirklicht sieht.

Keßler trat als Anwalt des geltenden Rechts auf. Mit packender Beredsamkeit, die ihn über alle Klippen der vielfach ins Abstrakte und Begriffstheoretische sich verlierenden Ausführungen hinweg trug, zeigte er, in welchem Maße das geltende Recht sich elastisch den wechselnden Bedürfnissen nach Fortbildung des Eigentumsbegriffs angepaßt hat. Die Lehre von der Heiligkeit und Unantastbarkeit des Eigentums verwies er in die Vergangenheit, nämlich in die abgeschlossene hinter uns liegende Zeit des Liberalismus, der ein Befreiungszeitalter war und das Eigentum als Kennzeichen der Freiheit erkennen gelernt hatte. In scheinbarem Gegensatze dazu bezeichnete er später die Überspannung des Eigentumsbegriffs, die seine Unantastbarkeit fordert, als Ausfluß schlimmster Sklavenmoral. Die Lösung dieses Widerspruchs schien er darin zu finden, daß die richtige und sittlich zu rechtfertigende Funktion des Eigentums in der Gemeinschaft nur bestimmbar ist von der Gesellschaft aus, deren Bedürfnisse maßgebend für alle Güterverteilung und Güterverwaltung sein müßten, so daß das Werturteil, eine Eigentumsregelung sei ungerecht oder unwirtschaftlich, den Maßstab von der Gesellschaft und ihren Anforderungen an Gerechtigkeit oder Wirtschaftlichkeit herleitet. So klang denn seine praktische Forderung schließlich mit der Weinels zusammen.

In der folgenden Aussprache war es auffallend, daß Weinels religiös sittliche Betrachtungsweise kaum Interesse fand, während die Herrschaftsstellung, die Keßler der Gesellschaft gegenüber dem einzelnen Eigentümer einräumte, die Gegner auf den Plan rief. Nicht nur die Volksrechtspartei erhob ihre anklagende Stimme gegen den Rechtsbruch der Inflation und der zu ihrer Überwindung erlassenen Gesetze — Anklagen, denen Keßler im Schlußwort mit ruhiger Offenheit zugestand, daß Schicksal und Schuld, nämlich Not und Unfähigkeit miteinander leider jene heute unwiederbringlichen Schäden verursacht haben —, sondern Keßler mußte sich vorhalten lassen, daß man weithin kein Vertrauen dazu habe, daß die von Staatswegen im Namen der Gesellschaft getroffenen Maßregeln, die den Privateigentümer in seinen Rechten verkürzen, von der rechten Weisheit getragen seien. Ein Redner wies auf Wünschs Wirtschaftsethik hin, in der von einem sozialistischen Großgrundbesitzer berichtet wird, der Bedenken trägt, sein Gut der Gesellschaft anzubieten, weil er befürchtet, daß sie es weniger im Interesse des Gemeinwohls nutzen werde, als er das tue. Wo nicht die höhere Weisheit der Gesellschaft walte, sondern nur die Zufallsmehrheit einer Demokratie, da sei es dem Eigentümer nicht zu verdenken, wenn er sich gegen solches Obereigentum sträube.

Von besonderem Interesse war es, daß Präsident Simons, welcher schon in seiner Eröffnungsansprache vor dem Verstoß gegen unentrinnbare Gesetze der Wirklichkeit gewarnt hatte, der vergißt, wie alle Wohlfahrtsarbeit aus der Privatwirtschaft zehrt, hier eingriff und die Befürchtung aussprach, daß an Stelle des Eigentums jetzt umgekehrt die Gesellschaft zum Götzen der Wirtschaftsregelung gemacht werde, ein Satz, der den lauten Beifall eines Teils der Versammlung fand, aber nur, bis der Redner den Nachsatz hinzugefügt hatte, in den Rechtsbeziehungen der Nationen sei eine Parallelerscheinung zu beobachten. Die Mißachtung lebensnotwendiger individueller Rechte wecke bei der Volks- wie bei der Einzelpersönlichkeit spontane Widerstände, über die sich die Allgemeinheit nicht ohne ernstliche Erschütterung des Rechtsfriedens hinwegsetzen würde.

Weinels Hinweis auf Abbé fand keinen Anklang; das Experimentierfeld dieses Industriellen sei zu klein. Keßler wiederum mußte dem Mißtrauen gegen die Vernunft der Gesellschaft nur mit der Forderung zu begegnen, in den verantwortlichen Organen der Gesellschaft müsse das Ethos einer sozialen Gerechtigkeitserkenntnis gepflegt werden. So gewann man am Schluß nicht den Eindruck, ein brennendes Problem praktisch angefaßt und ernstlich gefördert zu sehen. Es hatte ein Anreger gefehlt, der diesem vorwiegend rechtswissenschaftlichen Problem als Fachmann zu Leibe gehen konnte. Der Jurist Professor Hedemann, der als erster Debatteredner vorgesehen war, hatte leider abgesagt. Der Kongreß wird gut tun, diesen Fragen weiter nachzugehen und durch Heranziehung gegensätzlicherer Forscher der Kritik des Sozialismus am Eigentumsbegriff schärfer ins Auge zu schauen.

3. Der Volksabend

Von dem schweren Daseinskampf der Familie in unserer Grenzprovinz wollte der übliche Volksabend des Kongresses unseren Gästen aus dem Reich Kenntnis geben. Sechs Redner betraten das Podium, voran der verdienstvolle Vorsitzende des Ortsausschusses Pfarrer Gottschick.

Unser Gewerbeschulfachvorsteher Benter ist Freunden und Gegnern als unermüdlicher Vorkämpfer der Bodenreform bekannt. Sie ist bei uns so durch Parteienkampf belastet, mißdeutet und verlästert, daß der Redner sogar das Wort vermied. Aber er ließ mit grausam unerbittlicher Ausführlichkeit ein statistisches Zahlenmaterial an uns vorüberziehen, das von der Raumnot unseres verstümmelten, mißhandelten und eingeengten Grenzlandes ein erschütterndes Bild malte. Und uns alle packte der tiefe Schmerz seines Hilferufs. Helft uns dazu, deutsche Volksgenossen, aus der Grenzmark des Ostens wieder Mutter- und Kinderland zu machen!

Dr. h. c. Gertrud Dyhrenfurt, Veteranin unseres Kongresses von 1904, bei dem sie über die Not der Heimarbeiterinnen gesprochen hatte, zeichnete mit feinem Verständnis in das Bild die Züge der seelischen Not ein, die aus der großstädtischen Wohnenge entspringt und den Familiensinn erstickt.

Und Generalsuperintendent D. Zänker wies zuletzt darauf hin, wie schwer es ist, christliche Impulse zum Kampf gegen den Verfall der Familie zur Geltung zu bringen, wenn der Terror der freien Gewerkschaften die Arbeiterschaft methodisch von der Berührung mit der religiös-kirchlichen Sphäre absperrt, so viel sich auch christliche Vereinsarbeit wie die der evangelischen Frauenhilfe bemüht, durch Selbsthilfe der ärgsten Not beizukommen.

In seinem Schlußwort entwickelte Stadtdekan Späth einige ungemein anregende, wenn auch teilweise zum Widerspruch reizende Gedanken. So wenn er zwar der Klage eines andern Redners über die furchtbare Vergnügungssucht unseres Volkes gegenüber eine verzeihende Geste fand, dagegen die harte Zucht der Kinderstube, in der Luther aufwuchs, pries, um den Erziehungsgeist der heutigen Zeit in Bausch und Bogen als irregeleitet zu verurteilen, oder wenn er gar den Dichter des Buches „Volk ohne Raum", Hans Grimm, gegen Grimmes Antikolonialerlaß für unsere Schulen ausspielend in aktiver Kolonialpolitik Abhilfe suchte, wo doch in unserer engsten Heimat neben dem Volk ohne Raum der Raum ohne Volk so dringlich nach innerer Kolonisierung ruft.

Mit geteilten Empfindungen verließen wir den reichhaltigen Abend. Der riesige, schöne, festlich geschmückte Raum, das feierliche Orgelspiel, die prachtvollen Kirchenchöre, die Tiefe der vor uns ausgebreiteten Gedanken, nicht zuletzt die Schönheit protestantischer Kanzelrhetorik, die von den vier geistlichen Rednern des Abends in so reicher Fülle über uns ausgeschüttet wurde, hat uns das alles nicht erhoben? Dürfen wir uns aber dessen freuen, daß die Daseinsnot des schlesischen Familienlebens uns dazu gedient hat, dem zu Gaste bei uns weilenden Evangelisch-Sozialen Kongreß einen schönen und erhebenden

Abend zu bereiten? Das Unbehagen, das diese Fragestellung unserem sozialen Gewissen bereitet, sollte dazu helfen, noch schärfer als bisher darüber zu wachen, daß die Antriebskräfte des evangelisch-sozialen Ethos die rechte Richtung behalten. Gewiß ist es der Geist, der sich den Körper baut. Wollen wir aber im Kongreß den evangelischen Geist aufrufen, den Wirtschaftskörper Deutschlands neu aufzubauen, so sollen wir auch den allergeringsten Schein vermeiden, als dürfte dieser Geist jemals seine Aufgabe darin sehen, die notleidenden Volksgenossen zur Geduld mit ihrer Lage zu mahnen und damit zu trösten, daß hinter zeitlicher Not die Verheißung ewiger Seligkeit steht oder daß sie trotz Elend und Sorge das Himmelreich im Herzen tragen können, und nicht vielmehr ganz allein darin, den politischen Machthabern, den wirtschaftlichen Führern, den wissenschaftlichen Bahnbrechern das Gewissen zu schärfen, daß sie ohne Unterlaß an der Abstellung von Zuständen arbeiten, über denen das mahnende Wort eines unserer großen Kongreßführer steht: „Wer in solchen Wohnungen hausen muß, kann nicht an Gott glauben!"

4. Piechowski und seine Gegner

Als Korreferent für das Thema „Arbeiterschaft, Religion und Kirche" gewonnen, wußte dieser sozialdemokratische Pfarrer aus Berlin die ungeteilte Aufmerksamkeit der Versammlung auf sich zu lenken und seine Gedanken zum alleinigen Gegenstand der heißen Debatte zu machen. Vorher hatte Lic. Grunz aus Berlin sich namens der Evangelischen Arbeitervereine zum Geiste des Kongresses und mit diesem zu der Forderung bekannt, daß der soziale Wille in der Kirche lebendig werden muß.

Als der Verhandlungsleiter Baumgarten, der den zu den Völkerrechtslehrern nach Königsberg abgereisten Präsidenten Simons vertrat, am Schluß der Debatte dem ersten Redner Worte des Dankes und der Freude über diesen Zug in die Weite aussprach, kam erst der Versammlung zum vollen Bewußtsein, daß Piechowskis aufregendes Korreferat die ganze Debatte absorbiert hatte. Es ist freilich schwer, die Stimmung der Versammlung zuverlässig widerzugeben. Denn als Piechowski geendet hatte, sprach mir mein Nachbar, nicht etwa ein Irgendwer, sondern ein langjähriger Freund der Christlichen Welt und Großstadtpfarrer, seinen Unwillen darüber aus, daß solche seit fünfzig Jahren bekannte Dinge diesem Forum mit so anspruchsvollem Pathos vorgetragen würden. Zugleich aber erhob sich der Pfarrer von Bröker und bat zur Geschäftsordnung eindringlich darum, nach einem so erschütternden Bericht auf jede Aussprache zu verzichten. Schweigen wir und beten wir! so rief er in den Saal. Doch er blieb mit seiner Bitte allein, die Versammlung drängte in spürbarer Erregung nach der Aussprache über das Gehörte.

Worin bestand der starke Anstoß dieses Vortrags? Zunächst in der ansteckenden Empfindungskraft, mit der hier ein Mann von erschütternden Erlebnissen Kunde gab. Wie ein warnender, drohender, zur Buße rufender Prophet stand er, hoch erhobenen Armes und in langen Pausen nach Worten ringend vor uns, seiner Stimme so wenig mächtig, daß im bewegten Auf und Ab des Tonfalls ganze Sätze verloren gingen und sich eine nervöse Unruhe der Hörer selbst bis zu dem Pressetisch dicht unter dem Rednerpulte bemächtigte. In der Sache aber leistete der Redner unserem Kreise einen dreifachen Dienst. Erstens durch die rücksichtslose Offenheit, mit der er den tiefen Riß beleuchtete, der heute die sozialdemokratische und kommunistische Arbeiterschaft, in der er lebt und wirkt und von der er nur berichten wollte, von den Kreisen trennt, deren religiös-kirchlicher Wille auf jene Arbeiterschaft Einfluß zu gewinnen strebt. Das „Laßt alle Hoffnung fahren!" sollte uns die Unwiederbringlichkeit einer weltanschaulichen Scheidung im deutschen Volke klar machen. Das Zweite war das ehrliche Bekenntnis, daß der Redner sich mit jeder dieser geschiedenen Welten im Herzen verbunden fühlt und vor uns steht als einer, dem dieser Riß durch seine Seele geht. Und das Dritte war der spürbar heiße Wunsch, dem Hörerkreise, vor dem er stand, etwas von seinem eigenen Glauben an die neue Metaphysik dieser sozialistischen Zukunftsschau zu vermitteln, verbunden mit dem hemmenden und lähmenden Gefühl, als Einzelner und als ein den Hörern innerlich Fremder vergeblich anzukämpfen gegen politische Feindseligkeit, weltanschauliches Vorurteil und bürgerliches Unvermögen, das heimliche Innenleben der Arbeiterseele zu verstehen. Darum sei den Gegnern des Redners zugegeben, daß zwischen dem Gedankengehalt und der Leidenschaft des Vortrags ein Mißverhältnis bestand. Es dürfte aber überhaupt nicht möglich sein, in der einem Kongreßredner zugemessenen Zeit ein klares Bild von dem verschlungenen Gewebe der Gedanken und Empfindungen zu geben, aus denen heraus heute der Proletarier — und den Gegnern Piechowskis, die ihn durch Zweifel an seinen Zahlen ins Unrecht zu setzen suchten, sei es gesagt: keineswegs nur der Proletarier! — das religiöse Gedankengut als für sein Leben unbrauchbar ablehnt, das dem Kongreßchristen zu den ererbten teuren Glaubensschätzen gehört. So konnte denn die erregte Debatte kaum zu einer sachlichen Problemlösung beitragen. Von den Versuchen, Brücken zu schlagen, seien die Worte des Pfarrers Stier und der Frau Krukenberg genannt, die darauf hinwiesen, wie viel weniger scharf sich diese Gegensätze in England gegenüberstehen und wie die Quäker eine Lösung dieses Konflikts durch die Bewährung brüderlichen Tatchristentums vor die Welt hingestellt haben.

Daß der Kongreß zu blaß akademisch für unsere nach Taten verlangende Zeit sei, konnte man dieser Schlußverhandlung nicht vorwerfen. Im Gegenteil, man fühlte sich mitunter, insbesondere bei dem leider überscharfen Schlußwort Piechowskis in eine Wahlversammlung versetzt. Möge es wenigstens die Wirkung des hohen Wellengangs dieser Tagung sein, daß die Hörer Piechowskis den Anstoß bekommen, den Anregungen nachzugehen, die er gegeben hat.

Die „Schlesische Zeitung", das führende Blatt der kirchlich gesinnten evangelischen Kreise Schlesiens, berichtete ihren Lesern über dieses Drama mit folgenden Worten: „Lic. Piechowski, der religiöse Sozialist, beschränkte sich als zweiter Redner auf den Ausschnitt der sozialistischen und kommunistischen Arbeiterschaft; mit ihrer Ablehnung der Kirche verbindet sich ein großes Maß Unwissenschaft um das Christentum."

Wir wollen dem Kongreß dankbar sein, daß er nach Schlesien gekommen ist. Es war nicht überflüssig..

Breslau Constantin von Zastrow

Nordlicht über Schlesien

Betrachtungen zur Pfingsttagung der Deutschen Landesvereinigung des Weltbundes für internationale Freundschaftsarbeit der Kirchen in Breslau

Zu dem alten Spruch, daß das Licht von Osten zu uns kommt, haben wir Schlesier kein Vertrauen mehr. Blicken wir nach Osten, so stehen da unsere polnischen Nachbarn mit ihrem Korridor und dem uns entrissenen Ostoberschlesien, dahinter die Bolschewiken mit ihrer Christenverfolgung, und aus dem fernen Asien hören wir unablässig von Wirren, Kämpfen, Blutvergießen bei Braunen und Gelben.

Aber aus einer anderen Himmelsrichtung ist uns in diesen Pfingsttagen ein Licht aufgegangen. Es kam von Norden, von Stockholm. Noch mutet es uns als eine fremdartige Naturerscheinung an. Als die deutschen Kirchenleute vor Jahren dort oben in der Hauptstadt des uns so fernen Auslandes waren, mußten sie schwere Erlebnisse mit heimbringen, und der Streit, der unter ihnen davon

ausging, ist uns noch schmerzlich im Gedächtnis. Wir Schlesier sind helmbewehrte, sorgenbeschwerte Grenzwächter gegen Feindesland. Worte wie „ökumenisch" oder gar „international" wollen uns schwer in den Sinn. Feindschaft inter nationes ist seit Jahrhunderten das Schicksal der ineinandergeschobenen Nationalitäten unseres engen mitteleuropäischen Raumes, in dem dauernde Grenzreibung und Minderheitenbedrückung die Liebe zum eigenen Volkstum in feindseligem Haß gegen den fremdblütigen und fremdsprachigen Nachbar zur Entladung bringt. Schlesien ist teuer erkauftes deutsches Land, dem Slaventum mühevoll abgerungen. Kolonistenblut rollt hier in den Adern. Kämpfende Selbstbehauptung deutscher Art auf deutscher Scholle ist seit Menschengedenken das Los des Ostmärkers. Kein Wunder, daß zuerst die Augen blinzeln bei dem ungewohnten Glanz der Worte „internationale Freundschaftsarbeit".

Die Herren, die aus Berlin zu uns kamen, um Schlesien für die Idee von Stockholm zu erobern und eine Ortsgruppe der Landesvereinigung des Weltbundes in Breslau zu gründen, wurden nicht im Zweifel darüber gelassen, daß solchem Beginnen nur mit bestimmten „Wenn" und „Aber" Einlaß in unsere Heimat gewährt werden könne. Fern bleibe unseren Grenzen die Konterbande des süßen, die Gemüter betörenden Giftes, das unter dem täuschenden Namen „Friedensliebe" einen weichlichen, erschlaffenden Pazifismus verbirgt, der den heroischen Willen zu mannhafter Verteidigung deutschen Volkstums gegen die Widersacher ringsum lähmen würde. Nur wenn euer Freundschaftswerk verspricht, unserem Patriotismus in keiner Weise zu nahe zu treten, darf es die Grenze passieren! — Da erstrahlte plötzlich ein gewaltiger Schein, und der Geist von Stockholm ließ sich darin also vernehmen: „Wie, ihr deutschen Christen Schlesiens, steht es so mit eurem Christentum und eurem Patriotismus, daß euer Christentum tun muß, was euer Patriotismus befiehlt? Unsere Botschaft von Stockholm aber sagt euch: Euer Patriotismus soll tun, was Christus befiehlt. So und nur so dient ihr am besten eurem Vaterlande!"

Wir Schlesier hörten die Stimme aus dem Nordlicht, wir zögerten und sannen darüber nach. Da klangen die Stimmen unserer deutschen evangelischen Brüder von Polnisch-Oberschlesien und von Tschechien zu uns herüber, die riefen uns zu: „Hört auf die Botschaft von Stockholm! Wir deutschen Minderheiten jenseits der Reichsgrenze haben erkannt, daß es Zeit ist, unseren Frieden mit dem Staat zu machen, in dem wir wohnen. Nicht chauvinistische Auflehnung gegen die eigene Obrigkeit, nein, nur loyale Einordnung in das Staatswesen, dem wir zugehören, kann uns helfen, unser Volkstum zu stützen, seine Freiheit, Kraft und Würde zu wahren. Kulturautonomie sei unser Ziel. Sie schaltet die Gefahr politischer Kämpfe aus. Religion aber sei das Band, das uns mit der Mutterkirche jenseits der Grenze und mit den Glaubensgenossen im eigenen Lande verbindet, auch wenn sie anderen Blutes sind. Denn die religiös-geistige Gemeinschaft ist die Zelle, aus der wahre Geisteskultur erwachsen muß, nicht die Blutsgemeinschaft. Uns Evangelische in Tschechien trennt von den katholischen Deutschen ein anderer Geist, von den evangelischen Tschechen nur so zu sagen ein anderer Körper. Und diese Verschiedenheit ist leichter überwindbar wie die geistige. Wir freuen uns, daß unser Präsident Masaryk sich ein tätiges Glied der evangelischen Kirche nennt, und wir sind stolz darauf, daß ein Theologe der Brüdergemeine es war, der in einem Aufsatze der ‚Christlichen Welt' die Landsleute des lange verkannten Mannes gelehrt hat, ihn als ‚religiöse Persönlichkeit' zu würdigen. Und uns, die wir unter Polen leben, soll all die Unvernunft und Kurzsichtigkeit, mit der sie uns noch immer begegnen, wahrhaftig nicht davon abbringen, mit dem Geist von Stockholm zu sprechen: Der Patriotismus hat zu tun, was Christus befiehlt! Noch einmal sei das vor aller Welt bekannt!"

Dem Zusammenklange solcher Stimmen treuer deutscher Brüder ringsumher war es unmöglich, Ohren und Herzen länger zu verschließen. Sie weisen uns den neuen Weg, auf dem wir dem deutschen Volkstum jenseits der Grenzen den besten Dienst leisten. So wird uns die Befolgung des christlichen Grundsatzes, den Schwachen zu schützen und zu stärken, selbst zum Segen, und wir erkennen, daß Christusdienst der wirksamste Patriotismus ist.

Und wir beginnen, nachdenklich und mit aufleuchtendem Verständnis dem Schlußwort des ehrwürdigen Führers der Berliner Sendboten zu lauschen:

„Bedarf nicht unsere mehr als hundert Jahre alte Staatsauffassung einer Nachprüfung? Zeigt nicht die Weltenuhr heute eine neue Stunde an? Noch ists ein fernes Ziel, das sich unserem suchenden Auge zeigt. Aber ist es nicht evangelische Christenpflicht, darauf hinzuarbeiten, daß die Welt lernt das Zusammenleben der Nationen auf eine andere Grundlage stellen und die Beziehungen der Völker zueinander veredeln und vertiefen?"

Dieser Ausklang der Breslauer Tagung soll in uns nachwirken und uns vor die weitere Frage stellen: Wie steht es nun mit der Beziehung des heroischen Geistes, der widrige Mächte niederkämpft, zu dem Christusgeist des Friedens? Durch Jahrtausende hat der heroische Mensch zu den widrigen Mächten, gegen die es sich im Kampfe zu behaupten gilt, neben Naturgewalten, Seuchen, wilden Tieren und Räubergesindel auch den feindlichen Nachbar, den Landesfeind gerechnet. Der tiefste Sinn christlicher Gesittung aber ist, menschliche Lebensordnungen aufzurichten, in denen nicht mehr der Mensch als solcher der natürliche und zu bekämpfende Widersacher des Menschen ist, sondern sich Menschenwürde, Menschenadel und Menschenbruderschaft darüber erheben zu einem Reich des Friedens, in dem alle Kräfte vereint sind, jeder Gewaltanwendung zwischen einander gleichgeordneten und gleichberechtigten Menschen zu wehren durch eine große Weltschlichtungsordnung, deren Schlichter das Vertrauen der zur Völkerfamilie des Erdballs vereinigten Nationen genießen.

Einst von großen Denkern im Geiste erschaut und vorgedacht, ist diese Friedensidee heute in das Anfangsstadium praktischer Erwägungen der leitenden Staatsmänner unserer Kulturnationen eingerückt. Die treibende Kraft zur Förderung dieses Werkes aber dankt die Christenheit der Tat des Geistes von Stockholm.

Eremita Silesiensis

Was hat Rußland dem Christentum zu sagen?

Wir stehen unter dem frischen Eindruck der jüngsten Verfolgungen, die durch die Sowjets vorgenommen nicht nur den christlichen Kirchen und Freikirchen, sondern auch anderen Religionen, Judentum und Mohammedanismus, gelten. Erschüttert fragt da mancher: Wie konnte es nur dazu kommen? Die vorgekommenen und die zukünftigen Greueltaten rechtfertigen möchte wohl Niemand; ihre Motive verstehen lernen Jeder.

Daß der Osten das alte unerschöpfliche Völkerreservoir ist, lehrt uns die Geschichte. Wenn irgendwo in Europa noch unverbrauchte Volkskräfte schlummern, wenn irgendwo noch Zustrom zu, und zwar wieder weiter vom Osten her, aus Asien, erfogt, so trifft das auf Rußland zu. Elementare Lebensmasse, nur ankultiviert, ist dort zu finden, in Schach gehalten und versklavt von vollkommen unzivilisierten Kraftnaturen innerasiatischer, von keiner unserer Kulturen erfaßter, aber immens begabter Willenswesen.

Anders ausgedrückt: Führerpersönlichkeiten, stammend von wilden Turkvölkern, haben ein Volk in der Hand,

das selbst noch seine unbeackerte Eigenart trotz tausendjähriger Firniskultur nicht verleugnet. Jene Diktatorennaturen, eine Aristokratie unter sich, nahmen vor einem halben Menschenalter dem Volk ein „Joch" ab, das ihm durch Zwang auferlegt, hernach zur lieben Gewöhnung geworden, unersetzlich erschien. Und setzten nun jenem Volk das Joch ihrer eigenen Ungebändigtheit auf, die kein — Ethos, keine Achtung vor freien und sittlichen Persönlichkeiten kennt. Zwar keine neue asiatische Völkerwanderung, aber ein Durchsetztwerden mit asiatischen Wildlingen, wie es so etwas seit der Schlacht bei Liegnitz (!!!) nicht mehr gab. Das ist das augenblickliche Schicksal Rußlands; Slawen von Mongolen bezwungen. ...

Was ist eigentlich in Rußland passiert?

Der für Rußland verlorene Weltkrieg bedeutete das Zusammenbrechen der bisherigen, d. i. abendländischen Kultur- und Gesellschaftsform im Osten; letztere hatte ihre letzte große Probe nicht bestanden, und da mußten die kaum gebändigten Kräfte wieder losbrechen. Was rang miteinander? Auf der einen Seite: mehrere Kultursynthesen — darunter verstehe ich jedesmal die Verbindung einer Religion oder Regierungsform mit einem Volkstum, wobei eine bestimmte Kultur entsteht, die eine bestimmte Epoche beherrscht. Auf der anderen Seite: ungezählte Wildnaturen, Menschen jenseits von gut und böse. — Zankobjekt: die Slawische Lebensmasse. Die eigenartige große Mission der jüdischen Religion in Südrußland, die wir, um überhaupt ein Datum zu nennen, auf das 6. und 7. Jahrhundert ansetzen, schuf keine nennenswerte Kultur. Die (fälschlich so genannte) griechisch-katholische Religion, von sich aus schon eine Synthese von Evangelium und Griechischem Geist, war eine neue Synthese mit dem Slawentum eingegangen und hat auch eine gewisse Kultur erzeugt, deren griechische, also dem Slawentum fremde, Art deutlich erkennbar ist. Nun ist der griechische Kultur-„Bazillus", längst geschwächt, lebensunfähig geworden und, die Slawische Lebensmasse befreit sich wieder von ihm, weil sie sich fähig fühlt zu eigenem Wirken. Der Slawe ist von tief religiöser Natur, aber Eins kann er heutzutage nicht mehr vertragen: daß ihm die christliche — oder eine andere Religion — in dem Gefäß einer bestimmten Kultur gereicht wird, die doch schon ihren Akzent durch eine andere „Lebensmasse" erhalten hat. So muß er letztlich den romanischen Rom-Katholizismus und den (trotz Dinter!) germanischen Protestantismus ablehnen, weil beide — wie auch das Judentum und der Mohammedanismus — ihm wesensfremd sind. Der Slawe trennt sich von seiner griechischen Beeinflussung sehr schwer, aber da helfen die unterreligiösen Asiaten, aus prinzipieller Kulturfeindlichkeit allein schon, in ihrem Kampf gegen Kultur und damit auch gegen das Christentum, mehr als schleunig nach! Wie das Gefäß, so lehnt man auch den Inhalt ab.

Vergessen wir Zweierlei nicht: Weil das Griechisch-Katholische seit Theodosius (391 n. Chr.) schon Staatskirchentum war und es in Rußland noch viel mehr wurde, verschlimmerte sich die Lage dieser Ausprägung des Christentums: der Haß gegen den Thron war zugleich der gegen den Altar, mußte es sein! — Sodann: Welcher Rasse entstammen die Führer des Bolschewismus? Ich sprach andauernd von Asiaten. Eins vor allem zur Klärung: Die Juden sind nicht die Sowjetführer; Ausnahmen bestätigen die Regel. Sie waren einst, 1900 bis 1917, die Führer der Duma, des Liberalismus, waren auch noch Mittelsmänner des Bolschewismus, — die treibenden Kräfte sind sie nicht! Einmal war der Liberalismus in Rußland merkwürdigerweise indirekt Agent für die Sowjets, aber: Agenten sind nicht die Firma selber! Die Tatsachen zeugen: die Synagogen werden auch geschlossen! — Nein, die Willensnaturen sind keine Slawen, sind Mongolen! Das Herz Asiens, Kaukasus, Turkestan, Mongolei, liefert, wie seit Alters her, die Machthaber. Hier ist des Rätsels Lösung! So ist allein mein Wort von dem Anti-Ethos jener Leute, von dem ich oben sprach, zu verstehen!

Bei allen Christen herrscht berechtigte tiefe Trauer über die Leiden der Evangeliumstreuen in Rußland. Gewiß, zu verzeihen sind jene Unmenschlichkeiten nicht, aber verstehen muß man sie! Es war nicht schlackenloses Evangelium, das vorhanden war! Im Gegenteil, viel Machthunger, auch Aberglaube schlimmster Art, segelte unter dieser Flagge; nun muß sich der edle Kern gefallen lassen, zusammen mit seiner unnütz gewordenen Schale, deren Kern die Herzlosigkeit und der Unverstand leider nicht fühlen wollen, zertreten zu werden. An den historisch gewordenen Verhältnissen schuldige wie unschuldige Religionsformen müssen nun zusammen das ausbaden, was die schuldige, einstmals notwendige, Verquickung mit Zwang und Herkunftskultur verursachte.

Hat das Evangelium die Möglichkeit, einst zu siegen? Gewiß! Aber unter einer Voraussetzung! Wenn sich nämlich aus ihm und dem slawischen Volkstum eine Synthese bildet, die eine eigene Kultur zur Folge hat und frei ist von anderen Kultureinflüssen. Auch unser Protestantismus hat nur bei den Deutschen, die in Rußland wohnen, Ausbreitungsmöglichkeit. Daß also die Kirchen durch die Sowjets bedroht sind, ist vollkommen erklärlich, daß aber das Evangelium in Gefahr steht — mit Mosaismus und Mohammedanismus in Schicksalsgemeinschaft — ist jedem religiösen Menschen schmerzlich genug.

Diese dogmengeschichtlich-soziologische Blickweise kann allein in diesem Falle die Dinge verstehen lehren; Ernst Troeltsch brachte sie uns bei; gut, daß es noch heute von ihm Schüler gibt, die sie uns lehren.

Nordhausen Julius Bergwald

Das sterbende Theater

5. Besucherwerbung

Da die genannten Maßregeln zur Erzielung einer Ausgabenverminderung günstigenfalls dem Theater helfen — aber auch das wird füglich bezweifelt —, keinesfalls aber das Schauspielerelend lindern, so bleibt nur der andere Weg: Vermehrung der Einnahmen. Aber man tröste sich nicht, daß eine Hebung der wirtschaftlichen Lage zwangsläufig den Theaterbesuch wesentlich bessern werde. Denn die Theaterentfremdung des Publikums hat noch andere Gründe, als die wirtschaftliche Notlage, hat innere Gründe. Darum wird es auch in wirtschaftlich günstigeren Zeiten aller Anstrengung bedürfen, den Theaterbesuch zu heben und die Einnahmen zu steigern.

Das bequemste Mittel dazu wäre eine Theatersteuer analog der Kirchensteuer, ein Vorschlag, der von Zeit zu Zeit aus Schauspielerkreisen auftaucht und ernsthaft gemeint ist, in Wirklichkeit aber das erfolgreichste Mittel wäre, das Theater unpopulär zu machen: die Stimmen derer, die die Schließung der Theater fordern, würden um so aufmerksamere Ohren finden.

Ein besserer Weg, der, längst schon beschritten, noch weiter ausgebaut werden kann, ist die Besucherorganisation. Das Theater der Vorkriegszeit kannte als deren einzige Form das Abonnement, aus dem im Kriege die „Platzmiete" wurde. Es ist noch heute die solide Grundlage des Einnahmeetats, und großzügige Abonnentenwerbung kann viel erreichen. Erfahrungen mittlerer Theater wie Nordhausen, Osnabrück (besondere Werbeveranstaltungen, Ansprachen des Intendanten vor den Vorstellungen, persönliche Werbung von Haus zu Haus durch freiwillige Werber aus der Bürgerschaft und durch Bühnenmitglieder) und großer wie Köln (zu Beginn der Spielzeit 1928/29 wurden je nach Stand der Empfänger individuell gefärbte Einladungen an 57000 Adressen verschickt) ermutigen. Neben das Abonnement ist nun 1919

der Verband der Volksbühnen mit heute etwa 300 Vereinen und über einer halben Million Mitglieder getreten und bald darauf der Bühnenvolksbund, umfassende Vereinigungen, die nicht von den Kunstvermittlern, sondern von den Kunstempfangenden organisiert sind. Es gibt Theater, die ohne den durch diese Vereinigungen gewährleisteten festen Besucherstamm gar nicht existieren könnten. Freilich müssen sie die finanzielle Sicherung damit bezahlen, daß sie unter Umständen die absolute Souveränität über den Spielplan verlieren: die Organisationen stellen ihre Ansprüche, der Bühnenvolksbund jedenfalls ist weltanschaulich einseitig orientiert, weshalb er sich auch nicht dem Kampfausschuß gegen die Zensur angeschlossen hat. Aber ungeachtet der Gefahr, die diese Besucherorganisation bringen kann, muß das gegenwärtige Theater den Fortschritt dieser Bewegung um der Festigung seiner Finanzen willen wünschen.

So schmerzhaft natürlich das Theater eine äußere Einwirkung auf den Spielplan empfinden mag, wird es doch von sich aus bemüht sein, den Wünschen des Gesamtpublikums entgegenzukommen und wird um so besser gedeihen, je mehr ihm das gelingt. Aber welches sind diese Wünsche?

Magdeburg hat sich der Mühe einer Umfrage unterzogen: 3000 Stücke wurden gewünscht. Damit wäre denn der Spielplan auf zehn Jahre gedeckt bei nur einmaliger Aufführung jedes Stückes. Immerhin lassen sich Gruppenwünsche erkennen. Im Schauspiel wird noch immer das klassische Stück begehrt, ferner das modern-literarische und endlich das politische Zeittheater. Daneben aber auch jene Spielgattung, die den Bedürfnissen der kleinbürgerlichen Kreise entgegenkommt, also der Männer, die tagsüber ihre Register führen, Geld auszahlen und verrechnen, der Frauen, die, wenn Mann und Kinder fort sind, das Schlafzimmer in Ordnung bringen, einkaufen, das Mittagbrot richten, Wäsche ausbessern und nach all den kleinen und doch so wichtigen Geschäften abends sich seelisch auffüllen wollen, aber, weil körperlich abgespannt, sich nicht sehr geistig anstrengen mögen. Was sie im Theater suchen und heute seltener finden — auf den Regiesesseln sitzen mehr Theaterwissenschaftler und Theaterexperimentler als alte Praktikusse — ist der gute, solide Kitsch, der „Edelkitsch", wo man in Einfalt herzlich lacht und in Rührung Tränen vergießt („Danke schön", sagt Frau Müller, als sie ihr Taschentuch vollgeweint hat und die Nachbarin ihr ein neues anbietet, „der dritte Akt geht schon noch in meins.") Die Linie von Kotzebue zu L'Arronge und Sudermann (Wenn die Gatten sich versöhnen: „Mir ist, als sähe ich dich heute zum ersten Male!" — welches Auge könnte da trocken bleiben!) ist abgerissen. Vielleicht hat sie Zuckmayer mit Katharina Knie neu begonnen. Jedenfalls aber hat sich das Theater diese Kreise, die einen nicht geringen Prozentsatz der Besucher bilden, vom Kino wegfangen lassen.

Im Gegensatz zur Forderung eines möglichst vielseitigen Spielplanes versprechen sich andere Ratgeber mehr von der äußersten Verknappung. Es sei rentabler, ein Stück abzuspielen, selbst bei abebbendem Besuch, als durch häufigen Stückwechsel zwar höheren Besuch, aber auch höhere Kosten zu erzielen. Mag sein! Doch sprechen zwei ideelle Faktoren dagegen: das Interesse des Publikums erlahmt am Abspieltheater, und die künstlerische Entwicklung des Schauspielers wird nicht gefördert. Eine andere Sache sind natürlich großstädtische Privattheater, die als Serientheater mit hundert und mehr Aufführungen desselben Stückes ihr Kasse füllen.

6. Kritik und Zensur

Daß die Presse ihre Schuldigkeit am Theater nicht getan hat und viel gut zu machen hat, beweist die Existenz besonderer Theaterblätter. Der Theaterzettel hat sich zu einem kleinen Büchlein ausgewachsen und wird dem Besucher als Chateaubriand serviert: in der Mitte liegt das Kernstück des Personenverzeichnisses und ringsum ist es mit literarischem Gemüse garniert. Der Kritik, der das Theater wehrlos gegenübersteht, wird ein Gegengewicht durch Selbstanzeige geboten, und das Interesse am Theater soll belebt werden durch kleine Aufsätze, Analysen, Artikel über die Kulturnotwendigkeit des Theaters, Theateranekdoten. Aber mit dem allen erreicht man ja nur das Ohr des Besuchers, und es stünde dies alles viel besser in der Tageszeitung. Diese aber hat keinen Platz dafür, da er den Sensationsprozessen und Moritaten gebührt.

Was insonderheit die Kritik angeht, so muß ihr billig zugestanden werden, daß sie heute auf einer anderen Höhe steht als etwa noch vor dem Kriege. Doch machen sich auch heute noch drei Typen breit: im kleinen Lokalblatt schreibt der Verhimmler, in größeren Tageszeitungen begegnet man noch Helden der Feder, für die eine Vorstellung willkommener Anlaß ist, mit Schneid zu brillieren, und die befriedigt die Hände über den Bauch falten, wenn sie wieder einen eleganten Husarenritt hinter sich haben und eine Inszenierung oder ein Bühnenmitglied zur Strecke gebracht haben. („Warum, fragte ich einen Intendanten, haben Sie die X nicht reengagiert, sie ist doch eine vorzügliche Sentimentale?" — „Ohne Zweifel. Aber ich konnte nicht, die Presse lehnte sie ab!") In ganz großen Zeitungen trifft man den schlimmsten Typ: den Geistreichler, der sich vermöge seiner schillernden Redeweise und seiner pythisch geheimnisvollen Orakelei nie irrt; denn ob eine Künstlerin als Stern aufgeht oder untertaucht, ob ein Stück über alle Bühnen geht oder vom Spielplan schnell wieder verschwindet, er kann jederzeit erklären: ich habe es ja gleich gesagt!

Das Schlimmste ist nicht, daß diese Typen nicht aussterben, sondern daß das Publikum nicht reif wird zur Kritik der Kritik. Wagt aber ein Theater einmal eine Satire nicht des Journalismus überhaupt, sondern nur des seichten und minderwertigen, dann greift die Solidarität der ganzen Presse ein: Oberbürgermeister und Intendant von Koblenz müssen sich entschuldigen, und das inkriminierte Stück wird vom Spielplan abgesetzt. Man vergegenwärtige sich die Konsequenzen, wenn alle Stände ebenso zartbesaitet und feinnervig wären wie die Herren der Presse. Ausgeschlossen, daß ein Intendant oder ein Bühnenkünstler einmal aufmuckt: die Berichterstattung wird sofort eingestellt, bis der Intendant zu Kreuze gekrochen ist. Dagegen hat die Presse ihrerseits um so größeren Respekt vor dem Kino, dessen Vorführungen überhaupt viel häufiger mit der Note Eins bedacht werden. Das Kino entzieht sonst die Anzeigen, da es dank anderer Reklamemöglichkeiten zur Not ohne die Presse auskommen kann. Das Theater hat die Zeitung notwendiger und ist daher wehrloser.

Der Koblenzer Fall ist ein Beispiel für die heute noch bestehende Zensur. Nur die Formen der Zensur sind andere geworden. Hat dort das Theater vor der Presse kapitulieren müssen, so muß es dies in anderen Fällen vor kirchlich beeinflußten Organisationen. Bei der Jubiläumsaufführung der „Räuber" in Mannheim sind Stellen auf Verlangen des Bühnenvolksbundes gestrichen worden, die in Zeiten offizieller Zensur Dalberg unbeanstandet hatte sprechen lassen können. Auch Umwege der Zensur gibt es. Die „Stempelbrüder" sind in Köln aus baupolizeilichen Rücksichten verboten worden. Bei anderen Aufführungen im selben Saale hatte keine Gefahr bestanden, daß sich die Balken biegen würden.

Auch eine Zensur der Schauspieler gibt es: der Antisemitismus erobert die Bühne. Es ist wahr: das jüdische Element ist unter den Schauspielern stark vertreten. Vielleicht hat Nietzsche recht, daß der Jude, durch jahrhun-

dertelange Bedrückung gezwungen, sich zu ducken, zu fügen, zu verstellen, besondere schauspielerische Fähigkeiten erworben habe. Jedenfalls sollte aber auch beim Theater einzig und allein die Leistung entscheiden. In Greifswald mußte der Intendant vor wenigen Jahren einen ausgezeichneten, echt arischen, aber jüdisch aussehenden Schauspieler opfern, weil seine Nase Publikum und Presse mißfiel. Da ist selbst das nationalsozialistische Coburg toleranter: es verlangt von den Bühnenmitgliedern die Zugehörigkeit zur christlichen Konfession. Getaufte Juden haben also dort Aussichten.

Was das Theater braucht, sind weder jüdische noch christliche, sondern gute Schauspieler: Hebung des Theaters durch Hebung des Niveaus der Schauspieler! Es ist ebenso wahr, daß das Niveau des Durchschnittes hoch ist, vielleicht noch nie so hoch gewesen ist, wie es wahr ist, daß es immer noch steigerungsfähig ist. Trotz der 1500 bis 2000 Menschen, die sich ungeachtet der trostlosen Aussichten jährlich in Deutschland immer noch zum Theater drängen, kann nicht jede Bühne jedes Fach erstklassig besetzen. Es gibt zuviel Schauspieler, aber es gibt immer noch zu wenig gute Schauspieler. Ob staatliche oder mit staatlichen Bühnen verbundene Theaterschulen der rechte Weg zur Erzielung höherer Leistungen sind? Jedenfalls dürfen die auf diesen Schulen vorgebildeten Kräfte kein Monopol erhalten und darf nicht vergessen werden, daß die Größten aus sich geworden sind, was sie wurden. Auch Prüfungen, mögen die Kommissionen noch so paritätisch zusammengesetzt sein, sind eine problematische Angelegenheit. Einesteils zeigt das vernichtende Ergebnis, das naturgemäß beim Schauspiel noch übler ausfällt als bei der Oper, wieviele sich über ihre Begabung täuschen und über die Anforderungen der Bühne völlig unorientiert sind, so daß die Prüfungen der Mehrzahl der Kunstbeflissenen zu Einkehr und Buße helfen und ein Anschwellen des Künstlerproletariates aufhalten. Anderseits sind trotz besten Willens zu objektiver Beurteilung Irrungen nicht ausgeschlossen, und daher darf nicht etwa ein Numerus clausus durch die Prüfungen geschaffen werden.

7. Die Intendantenfrage

Von besonderer Bedeutung für die Zukunft des Theaters ist die Intendantenfrage. Drei Umstände kennzeichnen die Lage: Hilfloses Experimentieren an den preußischen Staatstheatern, an den übrigen Bühnen das mit Recht so beliebte Spiel des Kämmerchenvermietens, endlich Kettenstehen und Massenandrang bei erledigten Intendantenposten.

Die preußischen Staatstheater kommen nicht zur Ruhe. Da werden Versuche gemacht mit übergeordneter Generalintendanz, da wird ein wichtiges Theater lange Zeit mit einer stellvertretenden Intendanz abgefunden, da weiß niemand, wie die Kompentenzen des Intendanten und des Überintendanten, des Intendanten und des Generalmusikdirektors sich abgrenzen. Bei den übrigen gemeinnützigen Theatern war, abgesehen von einer kleineren Zahl, deren Intendant festsitzt (oft zur Freude, zuweilen zum Leide des Publikums) in den letzten Jahren ein überaus reger Wechsel zu beobachten. Und war ein Intendantenposten frei, wurde er gestürmt: Gießen hatte etwa 120, Göttingen über 80, Osnabrück 103 Bewerber.

Der häufige Intendantenwechsel mag seinen Grund in jenem Ehrgeiz haben, der unbedingt weiter will und schnell weiter will, wie auch in dem im Berufe an sich liegenden und für ihn charakteristischen Trieb nach immer neuen und immer wieder anderen Betätigungsmöglichkeiten. Oft liegt es aber auch, um mit Ibsens Aslaksen zu reden, an den „lokalen Verhältnissen". Viele Städte präsentieren als Gegenrechnung für die Subvention den Anspruch, mit in den inneren Betrieb hineinzuregieren. Sie haben einen Dezernenten, einen Referenten, eine Theaterkommission, ein Theateramt mit engeren oder weiteren Befugnissen und fordern Einfluß auf Spielplan und Engagement. Das kann in Glücksfällen gut gehen, wenn sie nämlich über eine Persönlichkeit verfügen, die auf diesem Gebiete Kenntnis, Geschmack und Urteil hat. Aber es kommt oft auch anders. „Wir haben doch einen Regisseur, wozu brauchen wir da noch einen Inspizienten, was ist da überhaupt für ein Unterschied?" — „Nein, Wozzek, da wird die ärztliche Wissenschaft verhöhnt, das eignet sich nicht für eine Universitätsstadt!" — „Die A. M. mag gut sein, aber mehr als 600 Mark können wir nicht bewilligen, der Intendant mag sehen, wo er eine billigere Tragödie herbekommt!" — „Bei der heutigen Zuchtlosigkeit der Jugend müssen wir mit allen Mitteln die Autorität der Kirche stützen, und da meine ich, solche Stücke wie das von Hasenclever müßten von der Polizei verboten werden!" — „Also das muß ich sagen, der X in Y, der geht doch wenigstens mit der Zeit und bringt auch mal was Neues und fragt nicht, ob die Kirche oder sonstwer Anstoß nimmt!"

Wenn doch die Stadtväter einmal die Bühnenleiter hören wollten, wenn sie unter sich sind! Ein Theater ist nun einmal etwas Anderes als ein Gaswerk oder ein Schlachthof. Es ist ein Betrieb, der am besten gedeiht in der Form der Autokratie, die nur durch die der inneren Organisation gewährleisteten Rechte beschränkt ist. Nur eine überragende autokratische Leitung kann dem Theater Charakter, Stil und individuelles Gepräge und damit Lebensfähigkeit verleihen, vorausgesetzt, daß dieser Autokrat drei Forderungen erfüllt: daß er ein anständiger, vornehmer Mensch ist, ein Künstler, und ein Geschäftsmann. Zum anständigen Menschen gehört in dieser Stellung soziales Empfinden, Unbeeinflußbarkeit durch Cliquen in Personal und Publikum (auch durch die Presse) und der Wille, jedes Mitglied entsprechend seinen Fähigkeiten zu beschäftigen und zu fördern. Mag die Vereinigung der drei oben genannten Eigenschaften selten sein, so gibt es sie doch, und die Auswahl ist groß, so daß eine Stadt in Ruhe suchen und bei einem Mißgriff leicht wechseln kann. Aber Bewegungsfreiheit des einmal gewählten Intendanten ist die Grundlage für das Gedeihen des Theaters.

8. Ein neues Geschlecht

Die Beobachtung der aufgeführten Gesichtspunkte und die genannten Maßregeln oder Maßregelchen können natürlich dem sterbenden Theater keine neue Lebensenergie einflößen. Man kann nur versuchen und hoffen, mit ihrer Hilfe das Theater so lange hinzufristen, bis eine neue Zeit kommt, die es wieder würdigt und seiner würdig ist.

Es muß ein neues Geschlecht heranwachsen, das Respekt vor und Sinn für die unmittelbare künstlerische Manifestation wiedergewinnt. Die Voraussetzung dazu ist, daß die Kunsterziehung den Abweg verläßt, auf den sie geraten ist. Wahre Kunsterziehung erzieht nicht zum Kunstproduzieren, sondern zum Kunstgenießen, zum Kunstaufnehmen. Aber die moderne Pädagogik kniet in Anbetung vor dem Gotte Kind. Es liegt ja alles in ihm, und man braucht es nur herauszuholen. Überall Bewunderung der kindlichen Leistung. Aufsätzchen, die sich kaum vom Durchschnitt entfernen, werden gedruckt, Zeichnungen mit bald mehr, bald weniger Phantasie, aber meist mit wenig handwerklichem Können, werden ausgestellt und veröffentlicht, jugendliche Musikaufführungen und Vorstellungen als Kunstleistungen bewertet, jugendliches Laientheater subventioniert, Redeübungen, hinter denen wirklich noch kein Erleben stehen kann, mit Preisen ausgezeichnet. Früher wußten nur die Eltern, daß ihre Kinder Genies sind, heute wissen es auch die Lehrer. Nur fragt man sich vergebens, wo nach dem Verlassen der Schule alle die Genies hinkommen. Ein Lehrer einer Volkshochschule sagte mir: „Ich bin zufrieden, wenn ich bei meinem Stoffe die Hörer soweit bringe, daß sie einsehen, daß sie das nicht kapieren." Ich möchte dies auf die Kunsterziehung der Jugend anwenden: Diese hat ihren Zweck erfüllt, wenn die Jugend

lernt, daß Kunst nicht etwas ist, was man kann, sondern etwas, was man nicht kann. Das Ziel der Kunsterziehung ist der ideale Dilettant, wie ihn Hebbel schildert:

Nimmer zum Kunstwerk wirst du's bringen, aber zur Einsicht
In das Wesen der Kunst, wenn du dein Nichts erst erkennst.

Aber die heutige Jugend gewinnt nicht den Maßstab für die Kunst, sondern verliert ihn. Es wird ihr nicht von Morgens bis Abends und Tag und Nacht das oberste Gesetz der Kunst mit seiner Unerbittlichkeit eingehämmert, daß die Kunst keine Gradunterschiede hat, daß es da keine fließenden Grenzen gibt, sondern daß etwas Kunst ist oder nicht, so wie ein Exempel falsch oder richtig ist. Statt weiterer Worte ein wirkliches Vorkommnis! Ein Intendant bietet einem Schulleiter Preisermäßigung zur Aufführung eines selten gespielten klassischen Stückes an. Antwort: „Unsere Schüler haben es vor einiger Zeit selbst aufgeführt."

Es muß ein Geschlecht heranwachsen, das ästhetisch sauber ist, das sich mit Lessing bewußt wird, daß es für jedes künstlerische Motiv nur eine angemessene Kunstform gibt. Ein musikalischer Einfall kommt zur letzten Vollendung entweder nur durch ein Soloinstrument und zwar nur durch ein bestimmtes, oder aber nur durch Orchester und zwar in bestimmter Zusammensetzung. Ein höheres Gesetz bindet ein Lied an eine bestimmte Stimme und eine bestimmte Tonart. Ein Augenmotiv findet künstlerische Gestaltung nur in einer Technik und in einem Format. Ein dichterischer Vorwurf kann nicht gleich künstlerisch als Epos und als Drama, oder aber als Roman, als Theaterstück und als Film gestaltet werden. Darum wird ein ernsthafter Dichter, der weiß, warum er aus einem Stoff ein Theaterstück gemacht hat, es für den Film sperren. Das wäre künstlerisch gedacht, aber allerdings auch unwirtschaftlich. Nun ist aber den Autoren und ihren Verlegern gleichgültig, woher die Einnahmen kommen, die Hauptsache ist, daß sie kommen; non olet. Shaw hat eine Zeitlang gegen die Verfilmung seiner Werke aus grundsätzlichen Bedenken sich gewehrt, das war eine gute Reklame und half den Spielplan der Bühnen erobern. Er hat dann seine Grundsätze grundsätzlich preisgegeben, das war wiederum eine gute Reklame sowohl für ihn als die Filmerin, die ihn angeblich dazu überredet hat.

Es muß ein neues Geschlecht heranwachsen, das den Sportfimmel überwindet. Was Positives über den Sport zu sagen ist, ist unbestritten und braucht nicht wiederholt zu werden. Mit dem Hinweis auf seine Gefahren aber spricht man aus, was Tausende ebenso empfinden, aber auszusprechen sich scheuen. Der Sport als Selbstzweck verroht: er beraubt der Fähigkeit zu feineren seelischen Unterscheidungen. Nicht nur der Boxer, auch der Interessent für Boxerkämpfe hat kein Verständnis für die Tassonatur. Der Sport ist unduldsam und herrschsüchtig: er verbraucht das ganze Interesse seiner Anhänger, und die sportlichen Ereignisse erlangen für sie so überragende Bedeutung, daß für Anderes nicht Raum bleibt. Der Sport hat zusammen mit der Eitelkeit den Rekordwahn gezeugt und mit ihm die anderen Lebensgebiete infiziert. Der Sport verschlingt Kapitalien: Ausübende und Gönner, Gemeinden und Private opfern ihm rückhaltlos. Der Sport verbraucht geistige Kraft: der Student, der früh Sport getrieben hat, schläft Vormittags im Kolleg, und wer Nachmittags Sport treibt, kann Abends keine geistige Kost aufnehmen.

Es muß ein Geschlecht kommen, das wieder Sinn hat für Feierlichkeit. Die wirtschaftliche Not und die Zudringlichkeit und Eindringlichkeit der Psychologie haben die Welt entzaubert und die Menschen ernüchtert, das kultische Bedürfnis ist erschüttert und der ententhusiasmierte Mensch begnügt sich mit Surrogaten. Das Surrogat heißt in diesem Falle Radio. Nun ist das Surrogat dem Nichts vorzuziehen. Man trinkt lieber Malzkaffee, als daß man durstet. Aber es hört darum doch nicht auf, Surrogat zu sein unbeschadet des Vorzuges der Billigkeit und Bequemlichkeit. Erst wenn der Sinn wieder lebendig geworden ist für den feierlichen Raum, das feierliche Kleid, das feierliche Schweigen, die Feierlichkeit des ästhetischen Gemeinschaftserlebnisses und die unmittelbare künstlerische Manifestation, ist die Zeit des Theatertempels wiedergekommen.

9. Einige nicht uninteressante Zahlen

Vielleicht ist diese Zeit nicht fern, denn die Zeiten wandeln sich schnell. Es ist nicht viel länger als zehn Jahre her, da galt das Theater — Heimattheater wie Frontheater — für ebenso lebensnotwendig für die Nation wie das Bordell, die Munitionsfabrik und die Schnapsbrennerei. Heute bestreiten viele sein Daseinsrecht oder halten es nur für lebensfähig, wenn es sich ein politisches Programm gibt oder aber einen Kompromiß mit der Kinotechnik macht. Wer weiß also, ob man in kurzer Zeit nicht schon wieder ganz anders über das Theater denkt. Aber statt Orakeln lieber Durchhalten, daß Theater und Theaterkunst da sind, wenn ein neues Geschlecht nach ihnen rufen.

Und sollte das nicht möglich sein? Das Krisengeschrei hat die Vorstellung geweckt, als ob das Theater Riesensummen verschlinge. In Wirklichkeit werden bei den deutschen Theatern im Jahre umgesetzt 200 Millionen Mark, die zur kleineren Hälfte durch Eintrittsgelder, zur größeren durch Subventionen aufgebracht werden. Die Kinos setzen 250 Millionen um, fast ausschließlich Eintrittsgelder. Die etwa 8000 artistischen Vergnügungsstätten (Varietés, Kabarets, Kino mit Varietévorstellungen, Gaststätten mit gesanglichen und tänzerischen Darbietungen) haben einen Umsatz von 2½ Milliarden (Eintritt und Zeche), von denen Staat und Gemeinden 20 Millionen Umsatzsteuer und 200 Millionen Lustbarkeitssteuer beziehen. Das deutsche Gastwirtsgewerbe hat einen Jahresumsatz von 12 Milliarden, in denen allerdings ein Teil des Umsatzes der Vergnügungsstätten mit enthalten ist. Die genaue statistische Feststellung, wieviel der Deutsche im Durchschnitt für Alkohol und Zigaretten und wieviel er für Theater ausgibt, überlasse ich billig denen, die der Meinung sind, daß am deutschen Wesen die Welt genesen werde.

Niederweimar, Kr. Marburg Hans Weichelt

Die Mechanisierung des Gottesdienstes

Dieses Kapitel der Liturgik muß baldigst geschrieben werden. Das Material und eine Reihe schwebender Möglichkeiten zwingen schon förmlich dazu.

Dabei sind vier Punkte ins Auge zu fassen.

Erstens die Ansätze dazu. Und zwar die aus der Religionsgeschichte ebenso, wie die aus dem Christentum.

Zweitens die von der neueren Technik gebotenen Möglichkeiten und wie man diese aufgenommen hat.

Drittens, was auf diesem Gebiete noch möglich ist.

Zuletzt aber wird es nötig sein Für oder Wider genau in Rechnung zu stellen und einen klaren Standpunkt zu gewinnen.

1

Von Mechanisierung in eigentlichem Sinne dürfte man erst von dem Augenblicke an sprechen, seitdem die Möglichkeit der mechanischen Wiedergabe der menschlichen Stimme gegeben ist. Aber verschiedene Vorstufen und eine Tendenz dazu sind schon viel früher da. In der Hauptsache und in sekundären Dingen. Die Tendenz kommt darin zu Tage, daß die religiösen Gedanken eine merkwürdige Beharrlichkeit zeigen und daß sie in besonders festgefügten Formen, in Handlungen und Worten zum Ausdruck gebracht werden. Handlungen und Worte kehren bei besonderen Anlässen immer wieder. Sie werden seit

Alters überliefert und heilig gehalten. Von ihrer Innehaltung hängt ihre Geltung ab. Nicht ordentlich und nicht nach den Regeln zubereitete Zaubermittel haben keine Kraft. Nicht nach dem heiligen Brauch dargebrachte Opfer haben keine Wirkung. Nicht pünktlich gesprochene Gebete werden nicht erhört. Die Geltung religiöser Handlungen und Äußerungen ist vielfach von ihrer Form und von der ganz genauen Befolgung der Normen bedingt.

Beispiele wären aus allen primitiven Religionen beizubringen. In diese Kategorien gehören Beschwörungen, Zauberworte, „deren Eigentümlichkeit ist, daß sie an sich, ohne irgendeinem Sinne Ausdruck zu geben, bannende Macht besitzen sollen", Ritualgesetze, die es fest anordnen, unter welchen Bedingungen und in welchen Formen Opfer zu vollbringen, Gottesdienste abzuhalten sind, und begleitende Gesten, Stellungen und Gebärden — das Sich-Hinwerfen, das Berühren der Erde mit der Stirn, das Schwingen mit dem Körper, oder das Händeklatschen, Hüpfen und Springen während des Gebetes — welche den Teilnehmern soweit eingedrillt sind, daß sie auf diese sozusagen von sich selbst verfallen.

Vorerst ist das alles Überlieferung und Sitte. Dann aber kommt die zweite große äußere mechanische Stütze der angestrebten Gleichmäßigkeit: die Schrift, die es viel genauer und sicherer als lebendige Erinnerung möglich macht, daß Vorschriften, Reden und Gebetsformeln treu überliefert werden. Durch die Schrift bleibt die primitive Gleichmäßigkeit nicht nur haften, sondern sie wird noch gesteigert. Die Unmenge der Vorschriften in den indischen, persischen, griechischen und römischen Religionen, oder die der jüdischen Religion vererben sich schriftlich als unverbrüchliche Gesetze Jahrhunderte oder Jahrtausende hindurch. In diese Kategorie gehören all die heidnischen Zauberbücher, das Totenbuch der Ägypter, die Ritualbücher und andere Gesetze.

In der indischen Religion spielen die Opferformeln der Yajurveden eine besonders charakteristische Rolle. Da sind die ordnungsgemäß dargebrachten Opfer Götter bezwingende Mächte. Ihre kleinsten Handlungen sind so fest vorgeschrieben, als wenn davon Verdammnis oder Seligkeit abhinge: ob der Priester die zerlassene Butter von rechts oder von links ins Opferfeuer gießt und ob er die Opferhäfen in die Mitte oder auf welche Seite stellt. Bringt er das Opfer ordnungsgemäß dar, so gereicht es dem Opfernden zum Segen, gießt er aber die Butter in einem nicht zusammenhängendem Strahle ins Feuer, so kann er das Gegenteil davon bewirken: kann den Opfernden mit einer gesetzwidrigen Gebärde oder Vorrichtung sogar auch töten. Solche Vorstellungen sind auch in der römischen Religion zu Hause. Bei dem Bundesopfer der Fetialen wurde das Opfertier immer mit einem Stein getötet, bei gewissen Kulthandlungen durften nur bronzene Geräte verwendet, im Kultus der Vesta durfte das neue Feuer nur durch Reibung zweier Holzstücke entzündet werden. „Es wurden dabei auch alle Formeln der Ritualbücher peinlich eingehalten. An den veralteten Formeln und Gebeten durfte nichts geändert werden. Geschah so etwas unwillkürlich, so wiederholte man eher das Opfer, als daß man sich der Möglichkeit aussetzte, daß das ganze wirkungslos, oder gar verhängnisvoll werde." Und in dieser Linie entstand im fernen Osten der erste ausgesprochene Gebetsmechanismus: die Gebetsmühle der Tibetaner, die sogar das Hersagen der rituellen Gebete überflüssig macht. Das abgeschriebene, von dem Mechanismus gedrehte Gebet gilt für so oft gesprochen, als die Trommel sich umdreht.

An der Peripherie der Religiosität sind aber wohl viel früher und auf viel primitiverer Stufe im gottesdienstlichen Gebrauch Mechanismen aufgetreten. Zu diesen zählen in erster Reihe alle Musikinstrumente, Klingeln, Klappern und Sistren, von denen Priester oder ihre Diener und Gläubige, bei den Gottesdiensten Gebrauch gemacht haben, und einen besonderen mechanisierten Teil der Gottesdienste bilden die Musik und die Gesangdarbietungen, die in Inhalt und in Tonführung immer genau dasselbe zu bieten bestimmt waren.

Ein besonderes Kapitel sind noch die Vorrichtungen, die in den Kultstätten oder in Mysterienvorführungen mit genau vorgeschriebenen Formeln, oder auch mit Mechanik, um göttliche Eingriffe oder Orakel vorzutäuschen oder religiöse Vorgänge zu veranschaulichen, gemacht worden sind, die heiliges Wasser spendenden Automaten und sonstige dergleichen alte Erfindungen.

2

Das Christentum ist ja aus dem Geiste geboren, aber den ursprünglichen Geist hat auch dieses in alten religiösen Formen und Formeln gehütet und zum Ausdruck gebracht. Die Anbetung Gottes in Geist und in der Wahrheit — so zwar erst im Johannesevangelium formuliert, aber als dem jüdischen (und heidnischen) Ritualismus entgegengesetzte Religiosität doch, unter Vermittlung der Propheten, auf Jesus zurückzuführen — ist ja kirchlich auch kaum zu halten und zu bewahren. Die Gefühle und alle anderen inneren Regungen sollen da in Worten und in Handlungen gottesdienstlich dargestellt werden, was doch anders nicht geschehen kann, als entweder in ewig flüssigen, vom Augenblick eingegebenen Selbstdarstellungen oder in gewohnheitsgemäß entwickelten Formen. Nach etlichem Ringen mit dem Geiste hat sich das Christentum für die letzteren entschieden. Seine Lehren verdichtete es zu Dogmen, seine Sehnsüchte und Gefühle aber zu Riten. Zuerst hielt es sich an die Gewohnheit, dann brachte es Vorschriften (Konstitutionen, Kanones) hervor, die Handlungen und Worte ebenso vorschrieben und festhielten, wie es andere Religionen getan. So bildeten sich für den Gottesdienst feste Formen. Es entstanden Mustergebete. Aus dem ursprünglich wohl zwangslosen Brüdermahl entstand das Abendmahl und die Messe, und auch für die meisten anderen kirchlichen Handlungen kamen genaue Vorschriften zu Stande, an denen sich die Geister festlegten oder schieden. Das christliche Ideal ist zwar der Geist geblieben, daneben aber stieg die Ordnung und die Vorschrift immer höher in Geltung und Achtung, bis der Geist beinahe verloren ging, oder da nur soviel geblieben ist, wie durch die Formel immer neu entzündet wurde.

Predigt und Liturgie sind zwei Hauptpfeiler des christlichen Gottesdienstes. Die Predigt ist das geistvolle, bewegliche Element, diese wurde aber auch vielfach dadurch eingeengt, daß sie aus Musterpredigtsammlungen (Postillen) vorgelesen wurde. Die Liturgie hingegen ist „der Komplex solcher religiösen Stücke, die von der Kirche für den gottesdienstlichen Gebrauch ausgelesen und fixiert, in eine bestimmte Abfolge nach den Grundsätzen religiöser Logik geordnet, in einem amtlichen Kirchenbuch, der Agende, für den kirchlichen Gebrauch veröffentlicht und den Dienern am Wort befohlen wird" (M. Häring). Agenden, Pontifikal- und Ritualbücher schreiben Worte und Handlungen dem christlichen Priester oder Prediger vor, wie er die Gottesdienste abzuhalten, Sakramente zu spenden, Kasualien zu verrichten hat.

Die gleichen Worte und die gleichmäßigen Handlungen sind schon eine Vorstufe der Mechanisierung. Einen bis auf die Spitze getriebenen Ausdruck findet diese in dem Prinzip, daß die priesterlichen Handlungen durch die mechanische Verrichtung selber ex opere operato („kraft des gewirkten Werkes") gültig und segenspendend sind. Die Gleichmäßigkeit greift auch weiter. Es gibt Vorschriften und Patronen für die Kunst (Heiligenmalerei in der griechisch-orthodoxen Kirche) und Regeln für die Musik. Die Priester haben die Worte im gleichen Tonfall vorzubringen, und die Gemeinde reagiert durch festgesetzte Antworten (Responsorien), liturgische Worte und Handlungen

(Aufstehen, Niederknien, sich Bekreuzigen, an die Brust schlagen) auf die priesterlichen Verrichtungen. Das alles ist noch freilich kein Mechanismus, sondern lebendige, wenn auch uniformierte Handlung. Aber die Tendenz zur Mechanisierung meldet sich. Sie erstreckt sich in der römischen Kirche auch auf die Sprache: die lateinische liturgische Sprache; hier waltet schon das Ideal ob, in der ganzen Welt, an allen Stellen immer gleichmäßig Gott zu ehren. Im griechischen und römischen Gottesdienst wird eine Menge von Geräten (Orgeln, Klingeln, Glocken, Weihwasserspendern) und symbolischen Gebärden (Räuchern usw.) notwendig; zum Zählen der Gebete kommen Rosenkränze in Gebrauch, das Gebetsleben der Kleriker wird mit Chorgebeten und Brevier nach Inhalt und Umfang genau geregelt und gleichgestaltet.

In diesem Zusammenhang sind noch zwei Momente wichtig. Der jüdisch und christlich beeinflußte Islam schreibt als höchste Ordnung seiner Bekenner vor, das Gebet „mit einer Reihe genau vorgeschriebener Körperbewegungen und einer ebenso genau festgestellten Folge von religiösen Formeln" zu begleiten, „welche der Betende hersagen muß. Um keine Fehler zu begehen, welche das Gebet ungültig machen würden, setzt man sich in den Moscheen in Reihen hinter einen Vorbeter (Imam) und ahmt alle seine Bewegungen nach" (M. Th. Houtsma).

Die aus Amerika stammende „Christliche Wissenschaft" geht in der liturgischen Bindung noch weiter. Da werden in ihren Gottesdiensten gar keine eigenen Gedanken geduldet. Die Vorlesungen beschränken sich auf Abschnitte aus der Bibel und aus dem Werke ihrer Stifterin „Wissenschaft und Gesundheit", die in der amtlichen Zeitschrift im voraus ausgegeben werden.

Einen so weit gehenden Formalismus ertragen die protestantischen Gemeinschaften in ihrem Glaubensleben nicht, ob zwar auch hier das Hergebrachte in dem kirchlichen Brauch eine viel größere Rolle spielt, als es gut und heilsam und mit einer lebendigen Religiosität vereinbar ist. Trotz aller Agenden und Archaismen wirkt sich im Protestantismus immer wieder eine starke zentrifugale Kraft aus, sich von allen unnötigen Bindungen loszumachen und nach freier Überzeugung Gott dienen zu können.

3

Damit hätte man am Ende dieser Betrachtung dieser formalistischen Bestrebungen den Punkt setzen können. Da sind aber am Ende des 19. Jahrhunderts eine Reihe von Erfindungen gemacht worden, die den Religionen ganz neue Mechanisierungsmöglichkeiten boten. Die Erfindung von Edison aus dem Jahre 1877, durch die er die Stimme festhielt, der Phonograph, dann das Mikrophon von Hughes aus dem darauffolgenden Jahre, der Kinoapparat des Lumière von 1895 eröffneten ein ganz neues Zeitalter, legten die Grundlagen einer wirklichen Mechanisierung fest. Die Kirchen freilich bedienten sich dieser Möglichkeiten vorerst gar nicht. Phonograph, Grammophon und ähnliche Erfindungen fanden in dem Gottesdienst ein halbes Jahrhundert hindurch fast gar keinen Eingang. Wo doch durch diese die Möglichkeit gegeben war, musikalische Produktionen und menschliche Stimmen, Reden, Ansprachen usw. festzuhalten und in einem beliebigen Zeitpunkte neu ertönen zu lassen. Da hätte man Darbietungen eines Kirchenchores, oder die Predigt eines berühmten Kirchenfürsten wo und wann immer wiederholen und anhören können. Solches erlaubte man aber oder genoß man höchstens für die private Erbauung. Da spielten Grammophonplatten mit Weihnachtsliedern, Chorgesängen, kirchlichen Musikstücken oder liturgischen Arien eine gewisse Rolle. Und in der Wissenschaft hat man hie und da religionsgeschichtlich oder konfessionskundlich orientierte kleine Sammlungen angelegt, die den Ablauf eines Gottesdienstes auf Phonograph- oder Grammophonplatten festhielten und im theologischen Unterricht demonstriert werden konnten. Wie wenig man aber dieser gegebenen Möglichkeit auch heute Rechnung trägt, ist daraus zu ersehen, daß der Artikel „Christlicher Gottesdienst und Musik" in der zweiten Auflage der RGG (Religion in Geschichte und Gegenwart) von Kirchenmusikdirektor Gölz sie gar keiner Erwähnung wert findet.

Viel mehr wurde das Lichtbild, die Mechanisierung eines sich darbietenden Bildes in den kirchlichen Dienst gestellt. Dies ist desto merkwürdiger, da „die eigentlich protestantischen Künste Dichtung und Musik sind". Doch griff man eher und in viel größerem Maße diese mechanische Vorführungsmöglichkeit der bildenden Künste und ihrer Leistungen auf und führte sie in Gottesdienste ein. Warum gerade diese Mechanisierungsmöglichkeit zuerst ein gewisses Bürgerrecht in der Kirche erlangte, ist offensichtlich. Das Lichtbild erfreute sich auch außer der Kirche eines erhöhten Zuspruchs, da war der Druck von außen groß. Von innen aber fühlte man gerade hier eine gewisse Lücke, deren Ausfüllung mit dem Lichtbilde willkommen war. „Die Helden der Bibel oder Szenen aus dem Leben des Heilands in meisterhaften Bildern vorgeführt zu bekommen" ließ sich leicht verwirklichen, fand Anklang, löste andächtige Stimmungen aus und unterstützte die Wortverkündigung. Aber auch das Lichtbild fand in die christlichen Gottesdienste nicht geradezu Aufnahme, sondern behauptete in den Lichtbildervorträgen und Lichtbildergottesdiensten vorerst nur einen Nebenplatz, auch wenn sie ausnahmsweise im Kirchenraume abgehalten wurden.

Hätte man volles Bürgerrecht dem Lichtbilde im Kirchenraume gewährt, so wäre es technisch etwa möglich gewesen, das Altarbild von Zeit zu Zeit mit einem oder mehreren, der Kirchenzeit, dem Predigtthema gänzlich entsprechenden Bildern zu verdecken. Zu Weihnachten Christkinds Geburt, am Karfreitag die Passion. Und welche die Wirkung der Predigt unterstützende Stimmung könnte z. B. durch das Bild Uhdes „Lasset die Kindlein zu mir kommen" oder Burnandsche Bilder ausgelöst werden! Technisch stehn dem schon keine Schwierigkeiten im Wege. Prinzipiell kann man gegen ein solches Experiment kaum etwas Stichhaltiges vorbringen. Die Ausführung kostet auch nicht so viel, daß die dazu nötige Einrichtung nicht zu beschaffen wäre. Man hat sich doch diese Möglichkeit noch kaum zu Nutze gemacht, trotz dem Eindruck, den das plötzliche Erscheinen vertrauter biblischer Gestalten und Szenen „auf naive Kirchenbesucher" hie und da ausgeübt hat.

Daß die Kirche sich diese Mechanisierungen nicht angeeignet hat, daran mag deren frühere Unvollkommenheit schuld gewesen sein. Bei der Kinematographie ist wieder die Beweglichkeit der Bilder Ursache, daß man sie in die Kirchen nicht aufnahm. Es wäre eine solche Vorführung mit der gravitätischen Wortverkündigung zu vereinigen schwer gewesen. Außerhalb der Kirche haben sich aber religiöse Filme sozusagen eingebürgert: mehrere Passionsdarstellungen kehren in den Passionswochen als feste Programmpunkte der Kinos von Jahr zu Jahr wieder. Man könnte bei einer neu zu bauenden Kirche daran denken und die Einrichtung beschaffen, daß am Karfreitag einmal auch ein solches aufgeführt werden könnte.

4

Guiglelmo Marconi erfindet 1898 die Funkentelegraphie, daraus sich das heutige Radio entwickelt hat. Diese Erfindung, die erst nach dem Kriege sich voll entfaltete und heute etwa 20 Millionen Liebhaber beschäftigt, ergötzt oder ärgert, ist im Grunde nichts Anderes als die Verlängerung eines beliebigen Geräusches, oder speziell der menschlichen Stimme, ins räumlich Unendliche. Mit dem Grammophon verbunden: ins räumlich und zeitlich Unendliche. (Das Unendliche ist freilich hier auch, wie ja

auch sonst immer, nur cum grano salis zu verstehen.) Ob nun das Radio eine eben gesprochene, oder früher auf die Grammophonplatte aufgenommene Rede weitergibt, es ist eben ein Mechanismus, der der menschlichen Stimme — sei es als Predigt, Gebet, liturgischer Gesang oder Segen — eine sehr weitgehende Möglichkeit zur Mechanisierung bietet. Also auch in den Gottesdiensten. Nur daß man den Sprechenden nicht sieht. Aber man hört seine Rede, man erkennt seine Stimme, man sitzt im Geiste unter seiner Kanzel und lauscht seinen Worten, man vernimmt seinen Segen, den er über die Gemeinde spricht oder für sie erbittet. Freilich diese ganze Erfindung ist heute viel exklusiver, als die früheren Mechanisierungsversuche der Stimme. Man muß einen Sender haben, daß man seine Stimme vernehmen lassen kann, wozu heute das Recht noch vielfach monopolmäßig beschränkt wird. Der aber die Sendung vernehmen will, braucht in einem ziemlich weiten Kreise nur eine Einrichtung für etliche Mark. Hat er eine, die 100 Mark kostet, so bekommt er damit die Sendungen von ganz Europa.

Es ist nun überaus merkwürdig, wie rasch sich die Kirche dieser hypermodernen Einrichtung bedient hat. Radiogottesdienste haben sich in dem ersten Jahrzehnt der Verbreitung des Radio ganz eingebürgert. Alle christlichen Kirchen — die Quäker ausgenommen — lassen Gottesdienste in dieser mechanischen Form weitersenden. An allen Orten der Erde hat man die Möglichkeit, einer Messe, einem Predigtgottesdienste usw. im Radio zuzuhören. Und daß man biblisch gesprochen „die Perlen nicht vor die Säue werfe", müssen Regierungen durch besondere Verordnungen verbieten, daß eine Messe oder ein Predigtgottesdienst durch Lautsprecher in Wirtshäusern oder Kneipen genossen werden kann. Das bedeutet soviel, daß man, um zu wissen, was in der Kirche vorgeht, nun gar nicht mehr in die Kirche zu gehen braucht. Man kann das Meiste davon auch vor dem Apparat erleben. Und noch mehr. Man ist nicht gezwungen, den eigenen Pfarrer zu hören, sondern man kann die besten Kanzelredner auch aus anderen Kirchen und aus anderer Herren Ländern vernehmen. Für die Zuhörer ist dies allerdings eine Vermehrung der Möglichkeiten, rechtlich aber eine große Umwälzung. Dem Radiopriester oder dem Radiopfarrer verhilft der Mechanismus des Radios dazu, daß er alle Schranken des feststehenden Parochialrechts durchbreche und mit seiner Veranstaltung einer näher nicht umgrenzbaren Universalgemeinde diene. Daß dabei die Zulassung und die Auswahl, dann aber die Aufsicht über die Prediger und ihre Leistungen vielfach von außerkirchlichen Faktoren abhängt, ist nur ein vorläufiger Mißstand, der in dem Augenblick behoben sein wird, wo die Kirchen eigene Sendestationen aufrichten.

Soweit dieses im Rahmen der heutigen Radioprogramme geschieht, mag es noch hingehn. In diesem Rahmen kommt die Umwälzung gar nicht zum Ausdruck. Was geschieht aber dann, wenn z. B. eine Sendestation es sich zur Aufgabe macht, alle möglichen religiösen Darbietungen zu leisten? Jeden Sonntag einen Haupt- und mehrere Nebengottesdienste hält und sendet, jeden Morgen und jeden Abend Andachten veranstaltet, jeden Tag zu einer gesetzten Stunde einen Trauergesang mit darnach folgender Leichenpredigt erklingen läßt, hiermit alle örtlichen Leichenfeiern überbietet und die Gelegenheit schafft, etwa im Friedhof mit Hilfe eines Lautsprechers die ganze Verrichtung der örtlichen Pfarrer überflüssig zu machen? So könnte z. B. weiter die ganze Kirchenmusik vom Radio ausgeführt werden. Man braucht ja alle diese Darbietungen nicht zu „nehmen". Aber mit ihrer Existenz bilden sie doch schon ein Problemkomplex. Und es gibt schon heute Gemeinden, in denen der örtliche Gottesdienst auf einen solchen Zeitpunkt verschoben wurde, daß die Gemeinde nach Verrichtung ihres eigenen Gottesdienstes in der Kirche den ganzen Radiogottesdienst der Hauptstadt „nehmen" könne.

Was auf diesem Gebiete noch möglich ist, ist schwer auszudenken. Im sprechenden Film existiert seit 1925 die zentrale Möglichkeit, die Verrichtung eines Gottesdienstes wörtlich und bildlich, also mechanisch ganz illusionsmäßig vorzuführen. Wird der Telehor Dénes Mihálys weiter vervollkommnet, so wird man auch mit der Möglichkeit rechnen müssen, daß ein Jeder, der sich einen mit Radio verbundenen Telehornehmerapparat anschafft, sich in dieser Hinsicht von allen lokalen gottesdienstlichen Verrichtungen befreien und die Sendungen unmittelbar genießen kann. In dieser Kombination hört und sieht er alles, was ihm die Sendestation mitteilen will.

Das, was das mit dem Telehor verbundene Radio leisten kann, auszumalen, wäre der Schwung der Phantasie eines Utopiendichters nötig. Nach der türkischen Nachricht, daß Kemal Pascha an den Minarets der Moscheen große Lautsprecher, die von einer Sendestation zu den Gebetsstunden bedient werden, anbringen ließ, wodurch die Gemeinden die Kosten der Erhaltung des Muezzins ersparen können (CW d. J. Sp. 404), mag man sich manches Andere ausdenken. Um nur mit kurzen Andeutungen zu dienen:

Nach dem türkischen Beispiel könnte man in den Ländern alle Glocken überflüssig machen und das Geläute oder meinetwegen das schönste Glockenspiel senden, das dann die Gemeinden nach Belieben weitergeben könnten. Ja es wäre sogar auch das möglich, daß diese Geläute nicht mit zentnerschweren Glocken, sondern mit anderen klanggebenden Instrumenten gemacht werden könnten.

Man könnte musikalische oder liturgische Gottesdienste, oder aber alle regelmäßigen Gottesdienste aus einer Zentrale senden. Und auch einen Teil der Kasualien von einer Zentrale aus verrichten lassen. Dafür ist zwar die katholische Begräbniszeremonie in erster Reihe geeignet, aber auch die protestantische Begräbnisfeier kann so allgemein und doch so eindrucksvoll gestaltet werden, daß sie gesendet werden könnte. Bei der katholischen Feier fiele der einzig persönliche, variierende Teil, die Nennung des Gestorbenen weg und es bliebe nur die eine Schwierigkeit, wie der Tote ohne Besprengen und Räuchern eingesegnet werden soll. Beim protestantischen Begräbnis möchte das Wegbleiben liturgischer Handlungen keine Störung verursachen. Zeitliche und räumliche Abstände könnten mit genau abgemessenen Gesängen überbrückt werden, so daß bei einer geringen Voraussicht alles genau klappen würde. Ganz tadellos könnten aber auf diesem Wege Einäscherungsfeiern abgehalten werden. Daß dabei alles Persönliche wegfiele, wäre an und für sich kein Mißstand. Und daß der Protestantismus nach 400 Jahren seines Bestehens einmal doch gezwungen wäre, eine wirklich allgemeine, unpersönliche Form der Begräbnisfeier zu schaffen, wäre auch kein Übel. Ja, seit der Erfindung des Literaphonapparates wäre man in allen diesen Beziehungen nicht einmal von der Radiosendung abhängig. Denn der Literaphonapparat ermöglicht nicht nur die Festhaltung, sondern auch die zu beliebiger Zeit und die auf beliebigem Ort erwünschte Wiederholung einer jeden Radiosendung.

Auch damit hat man freilich noch nicht den Gipfel erreicht.

Das alles ist schon heute mehr oder minder Wirklichkeit. Morgen oder wann immer in der Zukunft ist noch die Ergänzung dieser akustischen Möglichkeiten in visueller Hinsicht fällig: man wird die Redenden, ohne an eine Zentralsendestelle gebunden zu sein, auch sehen lassen und auch dieses Bild nach Belieben wiederholen können. Ob es die Technik noch weiter bringt und diese Möglichkeiten noch mit der letzten bekrönt, daß nämlich diese mechanisch redend und sichtbar vorgeführten Personen nicht nur stereoskopisch sichtbar, sondern auch persönlich wirksam werden und die notwendigen Handlungen nicht nur symbo-

lisch, sondern auch wirklich ausführen können, daß sie also etwa den Sarg mit Weihwasser besprengen, oder den dreimaligen Erdenwurf machen — steht noch aus, aber nach dem heutigen technischen Schwung ist dieses besonders dichterisch und utopistisch gar nicht so glatt zu verneinen. Aber soweit muß es ja gar nicht kommen. Warum sollte die Mechanisierung nicht dort Halt machen, wo die katholische Kirche auch heute mit dem päpstlichen aus der Ferne gespendeten Segen sich schon befindet: er soll auch so wirksam sein.

Da wäre man aber endlich doch an der Grenze des Notwendigen angelangt.

Faßt man die Sache anders, so ist es schon heute möglich, daß eine Papalmesse in all ihrer sinnlichen, farbenreichen Pracht durch einen Sprechfilm festgehalten und an einem beliebigen Orte, und wann man will, vorgeführt wird, ja daß sich eine einzige Person mit Hilfe des Radiomechanismus augenblicklich mit der ganzen Radiomenschheit in Verbindung setzt, ihr seine religiösen Gedanken mitteilt, an ihr symbolische Handlungen vornimmt, deren segenhafte Wirkung ja nur von einer gut unterbauten Theorie abhängt, daß er also — geschieht solches in regelmäßigen Abständen — ihr ganzes religiöses Bedürfnis befriedigt. Ja noch mehr: nimmt man einmal die Sendungen mit dem Literaphonapparat auf, so kann man sie bis in die Ewigkeit in beliebiger Zeit, am beliebigen Ort mit einem im Preise gar nicht unerschwinglichen Mechanismus wiederholen.

Da steigt ja doch der alte Traum von dem Einen Hirten in neuer Perspektive schemenhaft, aber doch jeden Tag die Grenze der Verwirklichung streifend vor der Seele der Radiomenschheit auf. Der „Eine Hirte" bedurfte vor neunzehnhundert Jahren der Anhänger und Missionare. Diese predigten, oder wollten sie in weiteren Kreisen wirken: schrieben ihre Lehren auf. Ihre Bücher schrieb man weiter ab; dann aber kam die Buchdruckerkunst und vervielfältigte ihre Wirkung, soweit die Menschen das Lesen erlernten. Bei der Höhe der heutigen Technik ist für einen Religionsstifter nur ein Radiosender, für seine Anhänger und Missionare aber nicht einmal Schreiben und Lesen erforderlich. (Das Sprachproblem wäre mit Esperanto zu überwinden.) Man braucht nur einen gehörig kombinierten Apparat zu haben und soviel technische Fertigkeit, diesen in Gang zu setzen, und man hat einen beliebigen Radioprediger oder einen neuen Messias immer bei der Hand. Daß jener freilich nicht Frenssen, Friedrich Naumann, Jatho oder Geyer oder einer von ihrem Schlage, sondern ein vornehmerer und „objektiverer", dieser aber kein Jesus ist, ist nur ein vorübergehender Mißstand. Einmal wird man schon auch auf diesem Gebiete soweit kommen, daß Sender nicht nur für Diktatoren, Regierungen oder privilegierte Aktiengesellschaften, sondern auch für Persönlichkeiten da sein werden.

Budapest Lajos Szimonidesz

Der Neue Tempel

Auch dieser Roman des Norwegers Johan Bojer ist, wie alle seine Vorgänger, typisch nordisch. Nicht nur, daß die Frage von Kultur und Zivilisation aufgeworfen und unmißverständlich beantwortet wird: „Der Stahl, mein Lieber, ist ein fürchterliches Raubtier, das mit Menschenleibern gefüttert werden will. Er macht Einen reich und Tausend arm. Er macht Keinen glücklich, dafür aber Millionen von Menschen unglücklich." Ebenso ist die Akzentuierung der Natur nordisches Erbteil*). Aber beides ist ja nur die Erscheinungsweise der mannigfachen Gegensätzlichkeiten, in die insbesondere der Norweger eingespannt ist: schmale Fjorde — breites Meer, enge Täler — weite Hochebenen; stolze Wikingerzeit — Vasallendienst unter Dänemarks Flagge; Volkssprache und Dialekte — Schriftsprache; Volkskunst und Volksleben — akademisches Dänentum. So nimmt es uns nicht Wunder, das norwegische Gemüt schwanken zu sehen auch zwischen Glauben und Unglauben („Immer noch haben die Wälder Trolle, immer noch kämpft der weiße Christus gegen Ungeheuer im Volksgemüt"), zwischen Mystik und Verstandeshelle, zwischen Orthodoxie und Pietismus, zwischen Tradition und Neusetzung aus einem Uranfang heraus, zwischen Kollektivismus (Staat, Kirche, Reich Gottes) und radikalem Individualismus. Das dichterische Werk von Knud Hamsun, Sigrid Undset, Olav Duun, Herman Ek, Johan Bojer lebt großenteils von dieser Spannung. Und der neueste Roman Bojers „Der neue Tempel" bestätigt sie*).

Lorents, wie seine Schwester Lovise das Kind verarmter Eltern, wird mit Lovise zusammen von einer reichen Tante adoptiert, erhält jedoch bei deren Tode nur das Pflichtteil, indes die Schwester Alleinerbin des ungeheuren Besitzes wird. Er muß einen Beruf ergreifen und wird, nach langem Schwanken und einem Besuch bei seinen gealterten leiblichen Eltern, die er viele Jahre nicht besuchen durfte, Theologiestudent. Hier setzt nun unser Interesse ein, das den Studenten durch sein Studium hindurch bis Ordination und Abendmahlsspendung an seine Eltern begleitet. Das ist der äußere Rahmen. Er bietet wenig Aufregendes. Dafür jedoch die innere Entwicklung Lorents' um so mehr.

Weshalb studiert er Theologie? Nicht etwa aus Anhänglichkeit an die Kirche. Die ist ihm wenig wert, hat quellendes Leben erstarren lassen; ihre Gottesdienste findet er trocken, verkalkt, veraltet dem Untergang verfallen. Auch nicht, weil er rechtgläubig ist. Im Gegenteil, er lehnt jegliches Dogma ab: Versöhnungstod Jesu, Sünde und Vergebung, Erlösung und Auferstehung, selbst mit dem Schöpfergott, dem „alten Hebräergott", vermag er wenig anzufangen. Die Bibel ist ihm ein religiöses Volksmuseum. Er ist also keineswegs „gläubig". — Die Landschaft zwingt ihn zum Studium:

> Die war so groß und reich. Ich wuchs auf einem Hof auf, der hoch und frei dalag. Es war eine ganze Welt, über die wir hinblickten. Sie war so üppig und vielfältig, das reichste Buch, in dem ich je gelesen habe. Es erzählte von Leben und Sterben; es war Märchen und es war Wirklichkeit. Für mich wurde es eine geistige Macht, aus der ich seither ständig geschöpft habe. Stets liegt sie im Grunde meines Bewußtseins und tönt wie eine Orgel gen Himmel. Sie ist zum Ewigkeitsklang für mich geworden. Sie mußte eines Tages ihre Auslösung finden und darum ... darum kam ich auf den Weg, der mich hierher geführt hat.

Diesem Landschaftsgefühl (Makrokosmos) entspricht im Innern des Menschen der Trieb der „gesunden Selbstentfaltung" (Mikrokosmos):

> Ein junger Mensch sieht einen Weg nach Golgatha, einen zweiten zum Olymp, einen dritten zum Laboratorium, keiner von diesen aber führt ihn zu dem, was er in heiligen Tempeln erblickt. ... Ich mußte einmal untersuchen, ob das Christentum etwas für mich ist, und ob es erneuert werden kann, daß es in uns Jungen von heute das Ewigkeitsgefühl auslöst. ... Ich habe bereits das Gefühl, vor der Pforte zu dem großen Mysterium zu stehen und dort anzupochen. Ich versuche in eine Wirklichkeit zu blicken, die noch ein Rätsel ist, ich wende mich einer Klarheit zu, die zu sehen ich noch nicht fähig bin. Mein eigentliches Studium wird deshalb wohl nicht in dem bestehen, was Andere mich lehren, sondern was ich selbst herausfinde.

Keine konkrete Absicht führt ihn also zum Studium, auch keine der sonst üblichen Voraussetzungen sind bei ihm erfüllt. Es ist ein Experiment, um seinem unbestimmten religiösen Sehnen durch Quellenstudium Nahrung zu geben. Die Kirche zu zerstören und „den Gott der Blutrache" scheint fast der Zweck. Und einen neuen Tempel zu bauen, in dem die größten und reichsten Geister der Menschheit ihren Platz haben, Plato, Spinoza, Shake-

*) Vgl. meinen Aufsatz über Johan Bojer in CW 1926 Nr. 24.

*) München, C. H. Beck 1929. 336 S. 5,25, geb. 7 M.

speare. Kurzum, es ist ein frisch-fromm-fröhlicher Optimismus, der uns hier entgegenweht. Der „kleine, unauslöschliche Funke in mir, der von selbst zu leuchten begann" (Der Große Hunger), den der Mann mit den Masken ausgelöscht zu haben schien, wird wieder angezündet, und der „tiefste Bodensatz" (Der Große Hunger), längst seitdem in der abgrundlosen Verlorenheit des Menschen verschwunden, taucht wieder munter auf. Warum auch nicht? Die Welt wird ja schöner mit jedem Tag, zumal bei gesichertem Monatswechsel, bei Frühling und Tanz (wenn auch modice), in der feinen Herrengesellschaft so erlauchter Geister wie Spinoza, Plato, Shakespeare, die doch wenigstens alle Humor besaßen, den der Theologiestudent bei Jesus schmerzlich vermißt.

Doch bald erhält das Wolkenkuckucksheim von des Menschen Gnaden einen Stoß. Bei der Erb-Auseinandersetzung mit seiner Schwester hat er sich unglaublich benommen. Und er kommt trotz seines leichtgeschürzten Glaubens nicht ganz darüber hinweg:

Jetzt murmelt er laut: „Sünde? Was ist Sünde?" Immer noch sitzt er da und schaut ein wenig hilflos um sich. Er hat Augenblicke, in denen er so unzufrieden mit sich selber ist. ... Es ist, als sinke und sinke er. Was nützt es da, umherzugehen und von einem neuen Tempel zu träumen, wenn er doch selber....

Einen zweiten Stoß aber erhält er am Sterbebett einer alten Frau, die ihn richtig stellt auf die ihm so verhaßte Terminologie Sünde, Gnade, Christi Kreuz und Erlösung, und ihn recht hilflos macht, ihn aber auch wenigstens die „moralische Landschaft" hinter der anderen sehen läßt:

Man mag sich wohl ein Bekenntnis zurechtzimmern; begegnest du aber dem Leben, o Mensch, oder vielleicht etwas Größerem — was dann?

Und so geht es weiter. Eine Abendmahlsfeier, bei der er Zeuge ist, erschüttert ihn aufs tiefste:

Der Priester sah ihre Reue und legte die Hände auf des armen Menschen Kopf: Deine Sünden sind dir vergeben. Lorents, Lorents, kannst du dies ersetzen?

Und nun hofft der eine Leser vielleicht, Lorents werde langsam noch mehr nachdunkeln und zum Schluß gut kirchengläubig werden, während der andere enttäuscht das Buch aus der Hand legt. In der Tat: Lorents wird Pfarrer der Landeskirche, ja er liest sogar die Confessio Augustana im Gottesdienst vor:

Die Kirchentür ist vielleicht so niedrig, daß ich mich bücken muß; danach aber kann ich mich wieder aufrichten.

Ja, er richtet sich in der Kirche wieder auf, und weder der eine noch der andere Leser wird ganz auf seine Kosten kommen.

Immerhin, wir werden Lorents in der Wertschätzung von Tradition, Gemeinschaft und der Überwindung eines schrankenlosen Individualismus folgen können. Langsam ist ihm das kostbare Erbe der Vergangenheit und Überlieferung bewußt geworden, und das erleichtert ihm sehr die Wahl zwischen Frei- oder Staatskirche:

Ich möchte lieber sammeln als zersplittern. Ein wesentlicher Teil der Religion ist für mich das Zusammengehörigkeitsgefühl mit den vielen Andern, den Lebenden und den Toten. Ich möchte gerne der Sauerteig sein, aber nicht mich absondern. .... Wenn einer aufsteht und behauptet, er habe Gott entdeckt ohne Verbindung mit den vielen, vielen Menschengemütern, so begreife ich ihn einfach nicht.

Doch so unbegreiflich ihm das zu sein scheint, so unbegreiflich könnte es Vielen erscheinen, daß man deshalb Theologie studiert und Pfarrer der Staatskirche wird. Dazu gehört doch wohl mehr als vages religiöses Gefühl einer verspäteten Pubertätszeit. Die Kirche ist kein Sammelbecken für den homo religiosus jeglicher Farbe und Fassung und kann, ohne ein examen rigorosum der Orthodoxie ihrer Kandidaten anzustellen, immerhin gewisse Voraussetzungen als unersetzlich statuieren. Den Trugschluß, daß ein genereller, gut gemeinter Idealismus und Glaube an die Ideale des Wahren, Guten, Schönen eine tragfähige Basis des Theologiestudiums und Pfarrerberufs sei, haben schon Viele (gerade auch aus der Jugendbewegung des letzten Jahrzehnts) reichlich bezahlen müssen. Und daß man dann in solcher Situation auf die „Stimmen der Väter" rekurriert und im tausendstimmigen Chor der religiösen Geister der Vergangenheit sowie im religiösen Bedürfnis der breiten Massen der Gegenwart Rechtfertigung sucht, ist, wenn auch verständlich, doch gefährlich. Insofern als nämlich die subjektive Wahrhaftigkeit des Einzelnen und die objektive Wahrheit, deren Zeuge die Kirche zu sein behauptet, in Frage gestellt wird. Man sieht, wie der Roman auch für uns Deutsche heute von unmittelbarer Bedeutung ist.

Ob sich Lorents seine Sache nicht etwas zu leicht gemacht hat — wobei sein Bischof (übrigens eine prachtvolle Gestalt) ihn moralisch stützt („Sie sind ohne Zweifel eine Kraft")—? „Nun aber handelt es sich um die Rechtgläubigkeit. Glauben Sie, Sie seien der Erste, der diese Krisen und Gärungen durchgemacht hat? Das gibt sich Alles!" Also auch, daß Christus das „moralische All in Menschenform" ist, und die Sünde „die Reibung zwischen unserer Sehnsucht und unserer Begrenzung", und daß das Landschaftsgefühl als tiefste Geistesmacht verwandelt Christi Kirche erfüllen soll? Vielleicht gibt sich das Alles, zumal Lorents wirklich schöne Worte über den Pfarrerberuf, Gebet und Sakrament findet (das Abendmahl spielt überhaupt eine große Rolle bei Bojer, man denke an die Lofotfischer). Vielleicht gibt sich das Alles wirklich, wenn Lorents dem Rat des Bischofs folgt: „Sie haben sich eine Auffassung zurechtgelegt. Das ist tönendes Erz und klingende Schelle. Gehen Sie zu dem einfachen Mann und lernen Sie von ihm. Sie glauben nicht an den Teufel, dort werden Sie ihn finden" usw.

Und wirklich, es scheint sich Alles zu geben. Lorents ist Pfarrer, kommt in Berührung mit der Wirklichkeit. Aber dann wieder taucht beim Leser der Zweifel auf, inwieweit Lorents ehrliches, grundehrliches Handwerk betreibt, und inwieweit er sich nur anpaßt und (nach berühmtem gnostischen Vorbild) veredeln, die Masse von massiver Gläubigkeit zu erd- und geschichtsentbundener Geistigkeit emporführen will, wobei der Mensch die Kraft dazu einer unerschöpflichen Kraftsubstanz in sich selbst entnimmt:

Wenn Gott weder im Sturm noch in der Stille noch zwischen den Fernen ist, so können wir ihn getrost um so mehr anbeten, denn damit zeigen wir, daß er jedenfalls in unsern Herzen ist.

Es wird deutlich geworden sein, daß das Buch viele Fragen aufwirft, die dem letzten und großenteils auch dem heutigen Geschlecht für wesentlich gelten: Geschichtliche Tatsachen und Glaube, Transzendenz und Immanenz, Individuum und Gemeinschaft, Christentum und Naturmystik, Idealismus und Erlösungsreligion. Alles das klingt hier an, wenn es auch nicht klar durchgeführt wird („das gibt sich alles"?). Doch dies liegt nicht nur an Bojer selber, wenn auch ein eigentümliches Schwanken in seiner gesamten Verkündigung festzustellen ist, sondern wohl auch an der geschichtlichen Situation, in der er sich vorfindet.

Jedenfalls ist es ein Werk, reich an dichterischen Einfällen und breit angelegt im Vorwurf.

Kirchvers Hans Schimmelpfeng

Noch einmal Diotima

Diotima, Schule der Liebe. Jena, Eugen Diederichs 1930. 411 S. 9, geb. 12 M.

Der letzthin erschienenen Besprechung dieses Buches von Karl Strünckmann muß ich entschieden widersprechen. Es geht nicht an, einige sehr gut und einleuchtend erscheinende Sätze eines Buches zu exzerpieren, und von diesen Sätzen auf das ganze Buch schließen zu lassen. (Vgl. Nr. 11.)

Gleichzeitig aber widerspreche ich der Entrüstung eines Lesers über die Beilage. Auch das geht nicht an. Vornehmlich darum, weil heute jede Berechtigung fehlt, mit Scheuklappen symptomatischen Erscheinungen unserer Zeit gegenüberzustehen. Man be-

trachtet heute — mit sehr viel Recht — Dinge der Liebe mit offenen Augen und — „für den Reinen ist alles rein". Daß diese Freiheit zu Auswüchsen geführt hat, weiß jeder Mensch. Sie werden jedoch nicht durch sittliche Entrüstung, sondern durch Taten, durch Aufrichtigkeit und durch offenen Sinn bekämpft. Und Kämpfen ist nötig, denn wir haben nicht das Recht, aktionslos mit ressentimentalen Gefühlen zur Seite zu blicken.

Und damit komme ich schon zum Kerngedanken des vorliegenden Buches. Das Gute, ja das Edle an diesem Buche: es ist Aktion; und zwar nach der positiven Richtung hin. Es will die tiefe Verbundenheit von Körper und Seele aufzeigen, beweisen, predigen. Prinzipiell gesehen: wie berechtigt! Ist es nicht dumm und lächerlich, daß die halbwissenschaftlichen Reißer wie van de Velde usw. Auflagen von 100 000 Exemplaren absetzen, daß junge und — Hochpotenz der Lächerlichkeit — auch ältere Leute sich ihre Köpfe mit diesem, wenn auch unanfechtbar objektiv richtigen, aber doch gänzlich überflüssigen Zeug anfüllen! Wie gut ist es, wenn da ein Mensch kommt und sagt: „Lieben Leute, erniedrigt euch doch selbst nicht so, daß ihr glaubt, das Seelenheil erwüchse euch aus dem vorschriftsmäßigen Funktionieren eurer Organe!" Ist das nicht gut? Soll man nicht gegenüber der Sexualfixigkeit unserer Zeit ebenso wie gegenüber der übertriebenen Sportbegeisterung darauf hinweisen, daß es noch andere für den Menschen wichtige Dinge gibt, wie Seele und Geist, sogar in verwandten Funktionen?

Also prinzipiell ist es begreifenswert, daß der Eugen Diederichs Verlag ein Buch heraus bringt, das die Nadel des Barometers unserer Gefühle nach der anderen Seite hin, nach der seelischen Seite der Skala hin ausschlagen lassen will.

Aber!

Schlägt das Buch den richtigen Weg ein? Nein! Von vornherein nicht. Der Eugen Diederichs Verlag schreibt in einem Prospekt: „Dieses Buch einer Frau ..." In jeder Kritik heißt es: „Eine Frau hat es geschrieben ..." „Daß eine Frau es geschrieben hat ..." usw. Dies ist die wilde Sensation. Und tatsächlich es ist eine Sensation. Ich habe mich, ehe ich dies schreibe, vielerorten nach der Wirkung des Buches erkundigt: es ist eine Sensation, eine Kaffeeklatschsensation. Die Männer schmunzeln, die Frauen klatschen. Ja, wenn wir noch nicht so weit sind, daß es gleich, ob ein Mann oder eine Frau solch ein Buch schreibt, wenn das Geschlecht bei der Abfassung eine solche Rolle spielt, dann sollte der Verlag und die verfassende Frau Feingefühl genug haben, das Geschlecht zu verschweigen. Ein „Mensch" hat es geschrieben. Das wäre eine Ankündigung gewesen, die dem die Seele preisenden Geleitworte entsprochen hätte. Denn dieses Buch sollte ja gerade keine Sensation, wie das von Herrn van de Velde, werden!

Sodann: Diotima schreibt schöne einleuchtende gute Sachen über den Geist, die Seele, den Kern des Beisammenseins. Aber wozu schreibt Diotima soviel über die Liebesbetätigung selbst? Hätte es ihr großes Vorbild, die Diotima des Sokrates getan? Nein, Diotima, das ist Unsinn. Menschen, die ihr Liebesleben kultivieren, werden es auch ohne deine Lehren tun, man zahlt dem Gotte Eros keinen Tribut nach Vorschrift! Und diejenigen, die es nicht kultivieren, werden keine Veranlagung dazu haben, werden es nicht können, werden nur in Verwirrung durch deine Lehren geraten und ganz und gar nicht wissen, was sie damit anfangen sollen. Denn es gibt gewisse Gefühle, die nicht mit Hemmung und ähnlichen Schlagworten erledigt werden können, sondern die tief im Charakter vieler Menschen verwurzelt sind: eine urgründige Scham, eine verzweifelte Keuschheit, deren Existenz weder durch Siegmund Freud noch durch Magnus Hirschfeld oder Iwan Bloch oder van de Velde und auch nicht durch Diotima aus der Welt geschafft werden.

Dies Buch richtet sich an ernste Leute. Sie werden mir in diesen Einwänden recht geben. Ich halte es von Grund aus für unrichtig, erotische Feinheiten zu generalisieren, ja ich halte es für schamlos. Denn manche Liebenden, die sehr kultiviert, sehr verfeinert in ihrer Erotik sind, werden mit Entsetzen aus Diotimas Lehrbuch ersehen, daß alle Welt das weiß, was sie für ihr schönstes ureigenstes Geheimnis hielten. Das ist ein großes Unrecht, das Diotima begeht. Ich gebe Diotima recht, wenn sie über die seelischen Tiefen der großen Liebe spricht; ich gebe ihr recht, wenn sie den Spuren ihrer großen Vorgänger, Plato und anderseits Stendhal folgt. Aber ich verurteile sie und mit mir Viele, die das Buch lesen, wenn sie in jene Gewebe des Liebeslebens hineingreift, die nicht die geringste Berührung vertragen. Dort richtet die scheinbar zarteste Hand ebensoviel Unheil an, wie die gröbste. Aus Diotimas Geleitworten spricht die Überzeugung, Gutes zu tun, aber es spricht auch Anmaßung daraus, die Anmaßung, der Welt etwas beizubringen.

Liebe Diotima, Mäßigung! Daß Du dies Buch schreiben konntest, zeigt, daß Du die Urgründe der Liebe nicht geschaut hast. Daß Du auf halbem Weg selbstgenügsam geworden bist und Halt gemacht hast. Dein Buch ist eine Sensation geworden. Das, Diotima, ist Dein Urteilsspruch!

Frankfurt a. M. Hans E Friedrich

Bericht über die Fünfte Tagung des Verbandes evangelischer Theologinnen Deutschlands

in Potsdam, vom 27. bis 30. April

1

Der Verband evangelischer Theologinnen Deutschlands hatte in diesem Jahre seine Mitglieder und Freunde zur fünften Verbandstagung nach Potsdam eingeladen. Die Entwicklung seit der vierten Tagung in Marburg vom 24. bis 27. 10. 1928 machte eine Zusammenkunft der im Verbande zusammengeschlossenen Theologinnen dringend erforderlich, besonders da die für 1929 vom 5. bis 8. 8. nach Hannover einberufene Versammlung wegen Mangel an Beteiligung hatte verschoben werden müssen. Außer der Vorstandswahl war es für diese Zusammenkunft wichtig, die Einstellung des Verbandes abzugrenzen gegen die inzwischen neugegründete „Vereinigung evangelischer Theologinnen", und auch einmal bei dieser Gelegenheit Vertretern der kirchlichen Behörden und Spitzen der evangelischen Frauenarbeit Einblick zu geben in Art und Umfang der bisherigen Theologinnenarbeit.

Am Montag, den 28. April begann die eigentliche Tagungsarbeit. Diese wurde an den drei Tagen eingeleitet von Lic. R. Fuehrer durch liturgische Morgenfeiern nach dem von der Berneuchener Konferenz herausgegebenen „Gebet der Tageszeiten". Die Abendandachten hielten am Montag Fräulein Buchheister über Phil. 1, 9, am Dienstag Frau Vikarin Weller über Röm. 14, 7—9.

Der Montag und Dienstag Vormittag brachten zwei Referate: 1. „Die christologische Frage in Predigt und Unterricht" von Fräulein Lic. Anna Paulsen, Berlin-Dahlem, 2. „Methodische Seelsorge als kirchliche Gegenwartsfrage" von Fräulein S. Kunert, Hamburg-Fuhlsbüttel.

Die im Anschluß an die Ausführungen von Lic. Paulsen nur schwer in Gang kommende Aussprache zeigte die in unserer Zeit besonders lastende Schwere des Problems. Sie zeigte auch die besondere Schwierigkeit in der Form der Verkündigung, die der Theologin zuerkannt wird: in Unterricht, Kindergottesdienst und Bibelstunde. Jedoch ging durch alles Reden hindurch die klare Erkenntnis, daß alle Verkündigung Entscheidungscharakter hat, und daß heute noch viel mehr neue Wege der Verkündigung gesucht werden müssen als es bisher geschehen ist, vor allem in persönlichem Gespräch von Mensch zu Mensch. Eine Aussprache im Anschluß an das zweite Referat wurde zurückgestellt zu Gunsten der Verhandlungen über die Lage des Verbandes.

2

Diese wurde am Montag Nachmittag eingeleitet durch einen „Situationsbericht" der stellvertretenden Vorsitzenden, Fräulein K. Krüger. Nach Erledigung des „technischen Teiles", nämlich der Feststellung der vertretenen Stimmenzahl, Bekanntgabe der Mitgliederzahl vom 1. 4. 1930 (insgesamt 101, davon ordentliche 58, außerordentliche 43), der Austrittsmeldungen und Neueintritte, sowie bestandenen zweiten Examina, dankte Fräulein Krüger der früheren Ersten Vorsitzenden, Frau Erna Schlier-Haas für die von ihr seit Bestehen des Verbandes geleistete Arbeit. Das Äußere der Verbandsarbeit, das früher zum großen Teil in Auskünften und Stellenvermittlung bestanden hat, ist im Vergleich zu den Vorjahren sehr zurückgegangen, da diese Angelegenheiten durch die gesetzlichen Regelungen anfangen, in feste Bahnen zu kommen. An innerverbandlicher Arbeit ist seit der vierten Tagung (1928) mancherlei Positives aufzuweisen, z. B. der Tagungsbericht, die Herausgabe von vierteljährlich erscheinenden Mitteilungen, private Pressearbeit verschiedener Mitglieder, ferner die Durchorganisation des Verbandes in Landes-, Provinzial- und zum Teil Ortsgruppen. Ferner hat man die innere Verbindung mit den Theologie-Studentinnen aufgenommen, zunächst auf schriftlichem Wege. Jedoch wird Ende des Sommersemesters vom Verbande aus eine Studentinnenfreizeit stattfinden. Auch sind durch ein Verbandsmitglied im vergangenen Winter die Studentinnenkreise in Bethel, Rostock und Königsberg besucht worden.

Ebenfalls hat der Vorstand versucht, die Fühlung mit den Synoden und Kirchenbehörden zu behalten und zu verstärken. Er hat mit der Kirchenregierung Hessen-Kassel Verhandlungen angebahnt wegen des dort in Angriff zu nehmenden Theologinnengesetzes und hatte vor der neunten Generalsynode der altpreußischen evangelischen Landeskirche eine Besprechung mit den Frauen der General-

synode. Gegenstand dieser Besprechung war eine Orientierung über die Lage der Theologinnen im Allgemeinen und über die Verhältnisse der Lehrvikarinnenbesoldung im Besonderen. Der Generalsynode selbst lag ein Antrag der religiös-sozialistischen Gemeindevertreter Kölns an die 40. rheinische Provinzialsynode vor, in welchem für die Theologin die Befugnis der Sakramentsausteilung in geschlossenen Anstalten verlangt wird. Generalsuperintendent Stoltenhoff (Koblenz) ist beauftragt gewesen, im Plenum dazu Stellung zu nehmen. Trotz einer verhältnismäßig positiven Einstellung zur Arbeit der Theologinnen hat er deutlich zum Ausdruck gebracht, daß an eine Änderung des Vikarinnengesetzes vorläufig nicht zu denken sei.

Das Hauptgewicht der Ausführungen und der Verbandsaussprache lag auf der innerverbandlichen Entwicklung und der daraus folgenden Stellung und Arbeitsweise gegenüber den Kirchenbehörden und Synoden. Durch den im Januar 1930 erfolgten Austritt von sieben Theologinnen aus dem Verbande und deren Zusammenschluß zur „Vereinigung evangelischer Theologinnen mit der ausdrücklichen Absicht, das volle Pfarramt für die Frau zu erreichen" unter dem Vorsitz von D. Karola Barth (vgl. CW vom 1. 3. 30), mußte eine Stellungnahme zu dieser „Vereinigung" und damit zusammenhängend „zum vollen Pfarramt" erfolgen.

So suchte man die Aussprache in diesen zwei Linien zu führen.

1. Unsere Stellung zur „Vereinigung evangelischer Theologinnen" und dem „vollen Pfarramt", 2. daraus folgernd, unsere Haltung gegenüber den kirchlichen Behörden.

Allen in der Gemeinde- und Anstaltspraxis stehenden Theologinnen erschien es gewissensmäßig wie theologisch untragbar, den aus der Seelsorge das Sakrament begehrenden Gemeindegliedern dasselbe verweigern zu müssen, weil das Gesetz es verbietet. Oft bedarf es, besonders in der Krankenseelsorge, großer Überredung, um den Patienten zum Sakramentsempfang durch einen fremden Pfarrer willig zu machen, oft ist er unter diesen Umständen verweigert worden. Was bis auf ganz wenige Ausnahmen erstrebt wird, sind die vollen „geistlichen Befugnisse" des Pfarramtes. Dem „vollen Pfarramt" in herkömmlich traditionellem Sinne steht man kritisch gegenüber und hält es in manchen Punkten für zu reformbedürftig, als daß man es in Bausch und Bogen übernehmen möchte. Man sah sehr klar die sachlichen Schäden und Nötigungen zur Umstellung, die von J. Gschlößl und A. Rübens in dem Artikel „Ein notwendiges Wort in Sachen der Theologinnen" (CW 1. März 1930) nachgewiesen werden, man war sich einig über die theologischen Unmöglichkeiten des Vikarinnengesetzes — und doch sah man das volle Pfarramt, wie es sich jetzt darstellt, nicht als durchaus erstrebenswert an. Wir Theologinnen von heute wissen noch nicht, wie unsere Arbeit in fünf bis zehn Jahren aussehen wird, und wir wollen die Freiheit der Entwicklung gewahrt wissen, die unser Amt äußerlich anders gestalten kann als das herkömmliche Pfarramt. Daß jedoch in diesem Amt die „geistlichen Befugnisse" des heutigen Pfarramtes enthalten sein müssen, war die einstimmige Auffassung der Versammlung. Die Möglichkeit der Ausübung des „vollen Pfarramtes" durch die Theologin wurde durchaus zugestanden und bei Nötigung bejaht. Außerdem wird das volle Pfarramt, in die Hand der Frau gelegt, ganz anders aussehen und sich auswirken als beim Manne, eben der Frau gemäß. Was uns also von der „Vereinigung" scheidet, ist nicht die Sache als solche, sondern das „Tempo", in dem dort gearbeitet wird, durch das man noch ausstehende Entwicklungen vorzeitig in traditionelle Bahnen lenken will, und auch der Ton der Ausführungen.

Nach längerer Debatte einigte man sich auf folgende Formulierung:

Der Verband sucht den Zusammenschluß der theologisch ausgebildeten Frauen, denen auf Grund ihrer Erfahrungen in der Ausübung des Amtes und der Bestätigung dieser Erfahrungen durch das Verlangen der Gemeinden, Anstalten und Verbände die vollen geistlichen Rechte für die Frau notwendig erscheinen.

Man ist sich jedoch klar, daß auch diese Formulierung etwas Vorläufiges ist und noch weiterer Durcharbeit bedarf. So wird also auch das Verhandeln mit den Kirchenbehörden nicht von einem Wünschen oder Fordern unserseits abhängen, sondern von den jeweiligen örtlich und seelsorgerlich gegebenen Verhältnissen und Erfahrungen. Das Verlangen nach dem Sakrament erwächst aus der Seelsorge, und diese und Sakramentsspende in verschiedene Hand legen, heißt organisches Wachstum hemmen. Der praktische Weg wird vorläufig jedoch darin bestehen, die Arbeit in ihren Details aufs genaueste zu beobachten und Material zu sammeln, um darauf weitere Eingaben aufbauen zu können.

3

Von besonderer Bedeutung war der Dienstag Nachmittag, zu welchem der Verbandsvorstand Vertreter der Kirchenbehörden, sowie die Spitzen der evangelischen Frauenverbände und andere an der Theologinnenfrage interessierte Persönlichkeiten eingeladen hatte, um aus der Arbeit zu berichten und mit diesen Herrschaften in eine Aussprache einzutreten. Der Einladung waren gefolgt:

Als Vertreter des E. O. K. Herr Oberkonsistorialrat Dyck, der Sachbearbeiter der Theologinnenfrage; ein Vertreter des Brandenburgischen Konsistoriums und der Herr Superintendent von Potsdam; Frau Direktorin Zarnack vom Burckhardthaus; Frau Nora Hartwig, Geschäftsführerin der Vereinigung evangelischer Frauenverbände; Frau Synodale Klamroth; Frau Oberregierungsrat Gaebel; Herr Pfarrer Gerhard Jacoby; Herr Oberstudiendirektor Schlemmer.

Fräulein Krüger gab zunächst einen allgemeinen Überblick über die Lage der Theologinnen in Deutschland an Hand der Gesetze und Verordnungen. Darauf folgten Referate aus den einzelnen Arbeitsgebieten. Frau Vikarin Maria Weller, die erste nach dem zweiten Examen in Preußen beschäftigte Vikarin, berichtete aus ihrer Arbeit in Dortmund. Gerade in diesen Ausführungen kam die durch das Vikarinnengesetz geschaffene Situation der Unklarheit zum Ausdruck, besonders in Frage der überparochialen Arbeit, der Ferienvertretung an verschiedenen Stellen, der Frage der vorgesetzten Behörde (Kirchenbehörde oder Gemeindeverwaltung). Die Vikarin ist bis jetzt nur „Gelegenheitsarbeiter", es fehlen die ruhenden Pole selbständiger und selbstverantwortlicher Arbeit.

Dann berichtete Fräulein Schäfer-Jena über Krankenhausseelsorge und Lic. Fuehrer-Meiningen über Schwesternseelsorge in einem Mutterhause. Beide Arbeiten geschehen in voller Selbständigkeit an Frauen und Mädchen (Lic. Fuehrer ist Hausgeistliche *an Stelle* eines männlichen Pfarrers). Um so schmerzlicher wird an beiden Stellen die Einschränkung empfunden, Sakrament und Kasualien verweigern zu müssen, wenn sie aus der Seelsorge heraus verlangt werden — und sie werden *oft* verlangt.

Darauf ließ Fräulein Kunert uns einen Blick tun in ihre Arbeit an einer weiblichen Strafanstalt. Da das Hamburger Kirchengesetz der Theologin die Sakramentsspende zuerkennt, liegen dort die Dinge günstiger als in allen anderen Landeskirchen Deutschlands.

Nach einer Teepause, in der in persönlicher Aussprache noch Manches gesagt werden konnte, berichtete Fräulein Voigt über Freizeiten-, Reise- und Zeitschriftenarbeit im Burckhardthause und Fräulein Lic. Paulsen aus ihrer Arbeit als Dozentin an der „Führerschule" des Burckhardthauses. Als Letzte sprach noch einmal Fräulein Krüger über die Berufsschularbeit an proletarischer Jugend in Düsseldorf. Auch diese letzten Referate zeigten, daß alle seelsorgerliche Arbeit — sei es auf Freizeiten, in einer Hausgemeinschaft oder in der Schule an religions- und kirchenfremder Jugend — hindrängt auf den Empfang des Sakramentes. Was in der Aussprache unter den Verbandsmitgliedern theoretisch zur Klärung gebracht worden war, fand hier seine praktische Darstellung.

Durch die Aussprache der geladenen Gäste klang der Ton freundlichen Verstehens und Entgegenkommens. Von der Mehrheit wurde das volle Pfarramt für die Frau verlangt (Gaebel, Jacoby, Schlemmer). Doch auch die Zurückhaltenderen konnten sich der inneren Notwendigkeit erweiterter Befugnisse für die Theologin nicht verschließen. Man ging mit dem Wunsche auseinander, diese erste Fühlungnahme weiter auszubauen und zu vertiefen.

Der Mittwoch Vormittag brachte dann als Schlußsitzung der Tagung die mehr technische Erledigung der Fragen, die am Montag und Dienstag zur Klärung gebracht worden waren. Der

Kassenbericht wurde verlesen, der neue Satzungsentwurf durchberaten, der neue Vorstand gewählt *). Ferner wurde die Herausgabe einer Vierteljahreszeitschrift „Die Theologin" beschlossen. Diese ist ein Privatunternehmen von Fräulein Kunert, steht aber dem Verbande für seine Mitteilungen und Äußerungen offen. Mit der verantwortlichen Mitherausgabe von Seiten des Verbandes wurde Fräulein Lic. Paulsen beauftragt.

Die Tagung schloß mit einem gemütlichem Beisammensein der wenigen Theologinnen, die den Nachmittag noch zu freier Verfügung hatten.

Meiningen Ruth Fuehrer

Wöchentliche Chronik

Der Christlich-Soziale Volksdienst hat für die Landtagswahlen in Sachsen einen Aufruf erlassen, indem es u. a. heißt: „Dem Staate gegenüber strebt der Christlich-Soziale Volksdienst nicht nach Macht und Einfluß im Interesse einzelner Volksschichten, er lehnt jede Politik der Revolution und Gewalt ab. Wir sind zu positiver Mitarbeit im Staate bereit, ohne uns das Recht der Kritik und zum Streben nach Abstellung von Mißständen und Mängeln der staatlichen Ordnung und Verwaltung nehmen zu lassen. Das Parteiwesen in der bisherigen Form lehnen wir ab, weil es unfruchtbar ist und das Volk auseinanderreißt, statt es zu edlem Wetteifer im Dienste am Staat und Volksganzen anzuspornen. Die alten Parteien sind durch ihre inneren Gegensätze und Unklarheiten zu staatspolitischer fruchtbarer Aufbauarbeit unfähig, berufliche und interessenpolitische Sonderparteien müssen zur Verkümmerung des Staatsbürgertums führen. Radikales Draufgängertum hindert eine gesunde organische Entwicklung unserer staatlichen Verhältnisse. Wir rufen unser christlich-evangelisches Volk, soweit es sich nicht an die Parteien gebunden fühlt, zu geschlossenem Einsatz auf, damit auch im sächsischen Landtag — wie in dem Württembergs, Badens, Preußens und im Reichstage — Männer des Volksdienstes dem Parteigeist entgegenwirken und das Zeugnis des Wortes und der Tat ablegen können für den aus christlicher Verantwortung getätigten Dienst an Volk und Staat."

Die Sächsische Landessynode beschloß aus dem Kirchenpatronat ein kirchliches Amt mit in feierlichem Gottesdienst abzulegenden Gelübde zu errichten. Neue Patronate können nicht entstehen, die Patronate bürgerlicher Gemeinden sind von einem einzelnen Beauftragten, nicht wie bisher einem Kollegium auszuüben.

Von den 3885 Mennonitischen Flüchtlingen sind noch 2000 in Deutschland, von denen 500 nach Kanada wollen, aber von jetzt an ihren Unterhalt selbst bestreiten müssen, wofür die süddeutschen Mennoniten 9000, die holländischen für sechs Monate je 3000 Mark angewiesen haben. In Brasilien sind drei Transporte eingetroffen, die jeden Sonntag Gottesdienst und sogar Sonntagsschule halten; ein vierter Transport ist unterwegs. In Brasilien sind die Mennoniten vom Militärdienst befreit, weil sie einer religiösen Genossenschaft angehören, die aus Gewissensgründen den Militärdienst verweigert. Nach Paraguay sollen 1400 kommen und in Dörfern zu 25 Familien mit je 100 Acres Land angesiedelt werden.

Zur deutschen Evangelischen Kirche in Böhmen, Mähren und Schlesien sind 1929 1771 Personen übergetreten (+ 48), ausgetreten 296 (— 173).

Nach den Ausführungsbestimmungen zum Kirchengesetz über die zugelassenen nicht-katholischen Kulte in Italien vollzieht der Justizminister die Anerkennung der Ernennung von Geistlichen. Eltern können ihre Kinder vom obligatorischen katholischen Religionsunterricht abmelden, für nicht-katholischen Religionsunterricht stellt die betreffende Kirche, im Hinderungsfalle die Schule Räume zur Verfügung. Nicht-katholische Schulen können bei entsprechender Schülerzahl, aber ausschließlich für nicht-katholische Schüler errichtet werden.

Die englische Regierung hat die durch Versetzung vakant gewordene englische Gesandtschaft am Vatikan wegen der Ereignisse in Malta vorläufig nicht wieder besetzt und nur einen Geschäftsträger dort belassen.

Von dem freisinnigen Führer der neuen schwedischen Regierung ist zum ersten Male seit 75 Jahren ein aktiver Geistlicher, der Bischof Stadener in Strängnäs, ein Vertreter der konfessionellen Lutheraner, zum Kultusminister berufen worden.

Bei den polnischen Gerichten schweben 622 Forderungen wegen Übereignung von Kirchen und Besitztümern der orthodoxen Kirche an die römisch-katholische Kirche, nachdem 500 Kirchen bereits enteignet sind. Die neuen Forderungen umfassen über ein Drittel des gesamten Vermögens der orthodoxen Kirche. Professor Bulgakow richtet deswegen einen Aufruf an die Weltchristenheit.

*) Vorsitzende: Lic. Meta Eyl, Hannover, Sextrostraße 13 a. Stellvertretende Vorsitzende: Frau Marianne Schleppen-von Harlessem, Kassel, Akademiestraße 2. Schriftführer: Lic. Ruth Fuehrer, Meiningen, Ernststraße 9. Erste Beisitzerin (zugleich Schatzmeisterin): Maria Winnecke, Waldshut, Baden. Zweite (studentische) Beisitzerin: stud. theol. Ilse Hußmann, zur Zeit Marburg, Auf der Weide 12.

Die ungarischen Bischöfe haben einen feierlichen Gottesdienst aus Anlaß der Jubelfeier der Augsburgischen Konfession verbunden mit einer Sammlung für eine Jubiläumsstiftung für 1. p. Trinitatis angeordnet.

Das neue ungarische kirchliche Wahlgesetz führt eine besondere Anmeldung zur Wählerliste und strengere Bestimmungen für die Presbyter betreffs ihrer Religiosität und ihres moralischen Lebenswandels ein. Ebenso wird die Teilung großer städtischer Kirchengemeinden ermöglicht.

Die Ungarische Regierung hat das Kreditgeben in den Wirtshäusern verboten und die gerichtliche Uneinziehbarkeit von Wirtshausschulden beschlossen.

In den Gemeinden Pilisesaba und Tinnye ist von einer Frau Joseph Koltai eine Evangelisationsbewegung unter den Zigeunern eingeleitet; die Bibelstunden werden in der Zigeunersprache gehalten.

Die Zahl der eingeborenen Christen in Holländisch-Indien nähert sich der Million.

Von Personen. Abgelehnt: Heidelberg von D. Fezer in Tübingen. Berufen: Professor D. Wilhelm Stählin in Münster nach Heidelberg, Professor D. Paul Althaus in Erlangen nach Tübingen (als Traubs Nachfolger). Pfarrer Dr. Georg Merz nach Bethel an die Theologische Schule. Promoviert: Professor an der Akademie für Kirchen- und Schulmusik in Berlin Wilhelm Klatte von Königsberg; Professor Lic. C. D. Schmidt in Kiel von Göttingen; Superintendent Eberhardt Baumann in Stettin und Privatdozent Lic. Heinrich Lang in Greifswald von Greifswald zu DD. Der Leiter der Anstalten für Innere Mission zu Rotenburg in Hannover Pastor D. Buhrfeind zum Dr. med. h. c. in Göttingen; GehRat Professor D. Otto Ritschl in Bonn zum Dr. h. c. von der philosophischen Fakultät Halle. — Hierzu kommen die Promotionen aus Anlaß des Augustana-Gedächtnisses durch alle theologischen Fakultäten. Wir berichten heute nur, wovon sichere Nachricht uns vorliegt: Erlangen, Jena, Kiel, Marburg. DD. von Erlangen: Bischof Aulem in Lund; Pfarrer Lic. Hermann Claußen in Gunzenhausen; Pfarrer Ernst Dorn in Erlangen; Pfarrer Leonhard Fendt in Berlin; Missionsdirektor Karl Ihmels in Leipzig; Oberkirchenrat Wilhelm Meiser in München; Stiftsprediger Richard Otto in Eisenach; Oberkirchenrat Wilhelm Rüdel in Ansbach; Kirchenrat Wilhelm Schiller in Augsburg; Kirchenrat Erhart Weigel in Nürnberg. Jena ernannte zu DD. Oberkirchenrat Lic. Theodor Heckel in Berlin; Kirchenrat Pfarrer Rudolf Herrmann in Eisenach-Schönau; Professor Lic. Theodor Siegfried in Marburg; Studiendirektor Hermann Tögel in Löbau. Kiel doktorierte den Rektor der Diakonissenanstalt Karl Matthiesen in Flensburg; den Herausgeber des Protestantenblatts Pfarrer Wilhelm Schubring in Berlin; den Bischof Eduard Völkel in Kiel. Marburg den Kreispfarrer Lic. Karl Bachmann in Kassel, den Präsidenten des Union Theological Seminary H. S. Coffin in New York, den Kirchenrat Christian Eisenberg in Kassel, den Professor H. R. Mackintosh am New College in Edinburgh; den Pfarrer Lic. Walter Sattler in Holzwickede. E St

Wer ist die Kirche — Konsistorium oder Fakultät?

Man muß es zweimal sagen. Man muß es deutlicher sagen.

Was ich in meinem Artikel „Missio canonica für die evangelischen Fakultäten?" in Nr. 4 ausgeführt habe, ist kaum gehört oder kaum verstanden worden. Und doch ist jener Artikel warnend aus einer ganz akuten Gefahr heraus geschrieben.

In dem sogenannten evangelischen Konkordat, das wir für Preußen zu erwarten haben, wird auch über die Berufung von Theologie-Professoren auf unabsehbare Zeit hinaus feierliche Bestimmung getroffen werden. Man wird sich von Seiten des Staats verpflichten, in solchem Falle auch „die Kirche" zu hören, und das ist wie selbstverständlich die Kirchenbehörde, das Landeskirchenamt, der Oberkirchenrat, das Konsistorium.

Dem gegenüber muß gesagt werden, daß die Fakultäten ebenso „die Kirche" sind. Auch sie stehen im Dienste der organisierten Kirche, trotz ihrer Doppelnatur. Sie sind älter als die Konsistorien und sind die eigentliche Wiege der Reformation, nicht die Konsistorien. Luther war Universitätsprofessor, Andre desgleichen. Jahrhunderte lang übten die Fakultäten das Gutachteramt aus, wenn es an die innersten Angelegenheiten der Landeskirche ging. Es kann nicht davon die Rede sein, daß der Staat, wenn die Fakultäten ihm einen Vorschlag machen, nicht Kirche vor sich hätte und erst zu einer andern Instanz laufen müßte, um sich von dort ein kirchliches Votum zu holen. Die Kabinetsordre von 1855 (die keinen juristischen Wert mehr hat) geht von derselben falschen Voraussetzung aus wie alle die, welche heute noch meinen in gleichen Geleisen fahren zu müssen.

Es ist unbegreiflich, daß die altpreußischen Fakultäten den Ernst und die Gunst der Stunde nicht sehen. Ehe man sich aber vertragsmäßig festlegt, soll man doch noch einmal prüfen, wo das Recht der kirchlichen Ersteburt ist.

Der Staat aber hat ein Interesse, nicht zwei und zweierlei kirchliche Instanzen vor sich zu haben, wenn er in Sachen der

Kirche handeln muß. Von einer Unterordnung der einen oder der andern braucht nicht die Rede zu sein. Die beiden kirchlichen Organe haben sich zu vertragen und zu verständigen; ein absolutes Veto beanspruchen ja die Konsistorien auch nach der beabsichtigten Regelung nicht; weshalb also soll der Staat nicht voraussetzen, daß dieser Weg des guten Einvernehmens von den kirchlichen Organen gegangen wird, und wenn er nicht zum Ziele führt, sich an das Votum halten, das nach allgemeinem Zugeständnis das der Sachkundigen ist?

Ich weiß wohl, weshalb man nicht einfach beschließen will, was das Natürliche ist. Aber wenn in den verflossenen Jahrzehnten Fehler gemacht sind von allen drei Beteiligten, vom Staat, von den Kirchenbehörden und von den Fakultäten, so soll man doch in der gegebenen völlig neuen Situation etwas Anderes tun, als einen Fehler verewigen.

Marburg Martin Rade

Verschiedenes

Jedermanns Lexikon in 10 Bänden. Mit über 350 Tafeln, Karten und statistischen Darstellungen. Bisher 4 Bände (A — Gotik), 1929. Berlin-Grunewald, Herm. Klemm A. G. Jeder Band 500—360 S.) geb. 6.75 M.

Während Meyer und Brockhaus bereits im Gang sind und ein neuer Herder angekündigt wird, tritt ein völlig neues Unternehmen hervor. Es hat einen anderen Stil, umfaßt räumlich nur etwa den vierten bis dritten Teil des großen Brockhaus, ist auch nach Ausstattung und Preis auf noch breitere Kreise berechnet. Daher muß der Maßstab der Beurteilung ein ganz anderer sein. Es fehlen selbstverständlich im Vergleich mit Brockhaus (vgl. Nr. 2 dieses Jahrgangs) meist die größeren, zusammenhängend in das Wesen der behandelten Gegenstände einführenden Artikel; es fehlt anderseits die bei Brockhaus noch nicht vermiedene Gefahr, das Literarisch-Ästhetische zu überschätzen. Alles ist noch mehr auf rasche Belehrung über möglichst viele Stichworte eingerichtet, der konkrete Einzelstoff steht noch mehr im Vordergrund. Was die der Christlichen Welt naheliegenden Gebiete betrifft, so ist das Zurücktreten des Weltanschaulichen, über das bei Brockhaus geklagt werden mußte, in dem Rahmen des neuen Lexikons gerechtfertigter. Das Religiöse findet auch hier eine gute Vertretung. Freilich bleibt das Ausfallen von tiefer führenden Artikeln wie dem Brockhausschen „Christentum" schmerzlich; aber man spürt doch an vielen Stellen das Streben, die trocknen Stoffnotizen einigermaßen zu beseelen (wie von vornherein zu erwarten ist, da Heinrich Spiero als Hauptschriftleiter zeichnet). Ein sehr geschicktes, virtuos angewandtes Mittel ist die Heranziehung von Zitaten. So erhält zwar der „Glaube" keinen erklärenden Artikel, wird aber durch 16 Zitate, darunter 7 sehr gute biblische, in seiner mannigfachen Bedeutung für den nachdenklichen Leser beleuchtet (der oberflächliche sucht nur die Zitate selbst). Die „Arbeit" wird so wenig wie bei Brockhaus nach der sittlich-religiösen Seite hin behandelt; aber 11 Zitate, darunter 3 biblische, weisen doch auf diese Seite der Sache hin. Der Artikel „Evangelium" bringt außer den wichtigsten historisch-wissenschaftlichen Notizen einen kurzen Abschnitt über die von allem wissenschaftlichen Streit unabhängige Wirkung und Bedeutung des Evangeliums, illustriert durch ein paar Sätze Fallmereyers über die „permanente christliche Revolution", und leistet damit einen gewissen Ersatz für die stiefmütterliche Behandlung von „Christentum" (dabei sei erwähnt, daß die irgendwie zu „evangelisch" oder „Evangelium" gehörenden Artikel volle 7 Spalten umfassen!). An sonstigen Einzelheiten seien als charakteristische Beispiele erwähnt: über „Augustin" gibt das neue Lexikon sogar mehr als Brockhaus, über „Aufklärung" nicht viel weniger, über „Dostojewski" wenigstens mehr Religiöses; „Deutschland" hat Tafeln über Religionszugehörigkeit und religiösen Charakter des Volksschulwesens, die bei Brockhaus fehlen; die Berliner Dreifaltigkeitskirche erhält ein paar Zeilen, in denen Schleiermachers dortiges Wirken betont wird; „Goeze" und sogar „Antigoeze" haben besondere Artikelchen, Goeze wird nicht einseitig kritisiert. — So bietet das neue Lexikon im ganzen ein erfreuliches Bild und darf denen empfohlen werden, für die der Brockhaus zu teuer und zu umfangreich ist. Vielleicht führt der Wettbewerb der verschiedenen Lexika allmählich doch zu der Auffindung von immer fruchtbareren Wegen, die bloße positivistische Stoffdarbietung weltanschaulich und ethisch zu vertiefen. Kurt Kranzler

Zum Prozeß Knote schreibt man uns aus Bayern:

In Nr. 11 der CW finden sich einige kurze Notizen „Zur Amtsenthebung des Pfarrers Knote". Vielleicht darf dazu ergänzend Folgendes bemerkt werden. Das einzig Bedauerliche des ganzen Falles bleibt, daß die obwaltenden Imponderabilien nicht die nötige Beachtung finden. Wir in Bayern wissen, daß die Zusammensetzung des Spruchgerichts eine einseitige war und daß bei einer Pfarrer Knote freundlicheren Konstellation das Urteil anders ausgefallen wäre. Bedauerlich bleibt auch, daß der im Prot. Bl. 1929 Nr. 31 erschienene Artikel: Grundsätzliche Erwägungen zum Fall Knote so wenig Beachtung gefunden hat und von der kirchlichen Presse — wohl aus durchsichtigen Gründen — völlig totgeschwiegen wurde. Es kommt doch gar nicht darauf an, ob Knote dogmengeschichtlich recht hatte oder nicht — das kann auch D. Sperl nicht entscheiden —, sondern es bedeutet angesichts der 400-Jahrfeier der Augsburger Konfession eine schwer verständliche Handlungsweise der Kirchenbehörde, einen so aufrichtig frommen, seit Jahren im Segen der Gemeinde wirkenden, namentlich von Arbeiterkreisen verehrten Geistlichen nicht in einer anderen seiner Begabung entsprechenden Stellung verwenden zu wollen. Man wird in Augsburg schwungvolle Reden halten über den Glaubensmut der Männer auf dem Reichstag zu Augsburg, aber man wird davon schweigen, daß es auch unter uns noch ehrliche, glaubensmutige Männer gibt, denen bitteres Unrecht zuzufügen man sich in höchst unevangelischer Weise nicht scheut. Die Verfassung der evangelisch-lutherischen Kirche rechts des Rheins ist eine sehr verbesserungsbedürftige übereilte Schöpfung — das hat der Fall Knote zur Genüge gezeigt. Gedächtnisfeiern in allen Ehren — aber Massenkundgebungen bringen uns nicht weiter auf dem Weg zur Vertiefung des Glaubenslebens und zur wirklichen Volkstümlichkeit der Kirche. Hoffen wir, daß auf der Generalsynode im August ein aufrichtiges, ehrliches Wort zum Fall Knote gesprochen wird, das auch auf die Kirchenbehörde seines Eindrucks nicht verfehlt. Ja, hoffen wir. ...

Diese Worte sind, wie ersichtlich, vor der Feier in Augsburg geschrieben. Sie nach allem schon Gesagten zu veröffentlichen war uns Pflicht wegen der hervorgehobenen Stellen.

Über **Augsburg** und **Nürnberg** berichten wir im Interesse unserer Leser erst das nächste Mal.

Versammlungskalender

1.—5. August Bund Deutscher Jugendvereine Darmstadt
1.—5. August Christliche Studententagung Bad Saarow und Elsenburg
1.—5. August Religiöse Sozialisten Stuttgart
25.—30. August Theologischer und psychologischer Ferienkursus Genf
7.—12. September Reformierter Weltbund Wuppertal-Elberfeld
8.—27. September Laienführerkursus Comeniushaus Spandau
10.—14. September Evangelischer Bund Coburg
14.—18. September Gustav Adolf-Verein Stuttgart
22.—25. September Lutherisches Einigungswerk Augsburg
28 September—2. Oktober Ostasienmission (AEPMD) Heidelberg
2.—4. Oktober Bund für Gegenwartchristentum Augustusburg
5.—8. Oktober Theologentag Breslau
6. Oktober Freunde der Christlichen Welt Basel

Verantwortlich: Prof. D. Martin Rade, Marburg a. L.

Das Wissen der Welt

nach dem neuesten Stand mit zahlreichen Abbildungen und z. T. mehrfarbigen Tafeln und Karten der ganzen Erde bringt Ihnen das

Jedermanns Lexikon

ein neues, ganz vorzügliches Lexikon (siehe Besprechung in heutiger Nummer) und so billig

10 Bände Ganzleinen RM. 67.50

gegen bequeme Monatsraten von RM. 3. – an!

Bestellschein: Unterzeichneter bestellt bei der **Goethe-Buchhandlung Roland Baur, Weimar**
..... Jedermanns Lexikon zum Preise von RM. 67.50 für 10 Ganzleinenbände. Band I/VI sofort, die weiteren Bände jeweils nach Erscheinen lieferbar. Betrag ist nachzunehmen — zahlte ich auf Postscheckkonto Erfurt 13485 — soll gegen Monatsraten von RM..... beglichen werden, erste Rate unter Nachnahme (Nichtzutreffendes streichen). Erfüllungsort und Gerichtsstand für beide Teile Weimar.

Ort und Datum Unterschrift (deutlich!)

Bestellschein kann im Umschlag mit 5 Pf. versandt werden!

15% Nachlaß für ständige Bezieher der Christlichen Welt!

Der Sündenfall des Christentums

Eine Untersuchung über Christentum, Staat und Kirche

von

G. J. Heering

Universitätsprofessor in Leiden

Aus dem Holländ. übersetzt durch **Octavia Müller-Hofstede de Groot** / Mit einem Geleitwort von **Martin Rade**

Preis zehn Mark, gebunden zwölf Mark

Für Bezieher der Christlichen Welt: 8.50 Mark, gebunden 10.20 Mark

Das Bündnis, das Christentum und Militarismus miteinander geschlossen hatten, zwang den Verfasser zu diesem Appell an das christliche Gewissen. Dem historischen Christentum steht er ehrfurchtsvoll gegenüber. Auf dem Gebiet der christlich sanktionierten Staats- und Kriegsmoral zeigt dieses jedoch eine so dunkle Geschichte, daß die inhaltschwere Symbolik des Buchtitels gerechtfertigt erscheint. Es ruht eine schwere Schuld auf unserem Christentum, namentlich auf seiner Theologie. Sie hat den Staats-Absolutismus und den Nationalismus viel mehr in sich aufgenommen und verehrt, als die christliche Idee ertragen kann. Sie hat in viel stärkerem Maße mit der Sünde und den Notwendigkeiten dieser Welt gerechnet, als die christliche Ethik erlaubt. Damit ist die reine und erhabene Ethik des Evangeliums hoffnungslos verzerrt und getrübt. Dieses Buch trägt dazu bei, sie wieder zu ihrem Recht kommen zu lassen. Über den Krieg, seinen Charakter, sein Verhältnis zu Persönlichkeit und Gesellschaft, zu Staat und Recht, legt der Verfasser Rechenschaft ab und deckt den unversöhnlichen Gegensatz zwischen Christentum und Krieg auf. Jeder, der sich einen Christen nennt, sollte seine Pflicht darin sehen, sich mit diesen Gedanken auseinanderzusetzen

LEOPOLD KLOTZ VERLAG / GOTHA

Die Stelle des Geistlichen der

Evangelischen Kurgemeinde in Davos

ist neu zu besetzen (Krankenseelsorge, Religionsunterricht, Vortragstätigkeit u. and.).

Geräumige Dienstwohnung mit Gartenanteil.

Bewerbungen mit Lebenslauf und Schilderung der bisherigen Tätigkeit sind baldigst an den unterzeichneten Vorstand einzureichen.

Der Vorstand der Evangelischen Kurgemeinde Davos.

Die Stellung des

Seemannspastors in Hamburg

ist sofort zu besetzen. Bewerber müssen neben großer Liebe für die Arbeit der Inneren Mission über gute seelsorgerliche Fähigkeiten verfügen; sie müssen plattdeutsch und möglichst englisch sprechen können und sollen nicht über 35 Jahre alt sein. Bewerbungen sind bis zum 1. August 1930 an den Kirchenrat der **Evangelisch-lutherischen Kirche** im Hamburgischen Staate, Hamburg 1, Jakobikirchhof 24, einzusenden.

Zur Besetzung kommt voraussichtlich demnächst eine Pfarrstelle an der

Christuskirche zu Berlin.

Dienstwohnung ist vorhanden. Meldungen sind an den Vorsitzenden des Gemeindekirchenrats Pfarrer Neumann, SW. 11, Stresemannstraße 30 zu richten.

Berlin W 56
Oberwallstr. 16 a

Gabbe's Lehranstalten mit Internat.
Abitur, O.II.R., Theolog.-Ex., Oberl.-Ex.
Latinum, Graecum, Hebraicum,
1929 bestanden 30 Abiturienten.

Soeben erschien:

Dr. med. Wilhelm Winsch: **„War Jesus Vegetarier und Abstinent?** Eine prüfende Zusammenstellung aller entscheidenden Stellen und Gesichtspunkte." Preis 60 Pf.

Selbstverlag. Berlin-Halensee. Georg Wilhelm Straße 6.

Gäste

finden Aufnahme zum Preis von M. 4.— täglich (alles inbegriffen)

Schöne waldreiche Gegend.

Heimvolkshochschule Habertshof

Elm bei Schlüchtern.

Die Prosaschule

von Dr. Broder Christiansen

(Leinenband 12.— M.) gibt feines Stilgefühl und leichte Feder.

Felsen-Verlag, Buchenbach i. Br.

Evangelischer Diakonieverein E. V.

Berlin-Zehlendorf, Glockenstr. 8

(2000 Schwestern, 300 Arbeitsfelder)

Unentgeltliche theoretische und praktische Ausbildung für evang. junge Mädchen und alleinstehende Frauen in der allgemeinen Krankenpflege. Wirtschaft, sozialen Erziehungsarbeit, Kinderkrankenpflege, Säuglingspflege. Wochenpflege und Geburtshilfe — mit und ohne staatliche Prüfung — in den Vereins-Ausbildungsstätten zu Bernburg (Anhalt), Bielefeld, Danzig, Delmenhorst, Dresden, Düsseldorf, Elberfeld, Erfurt, Frankfurt a. M., Lauchhammer i. S., Magdeburg, Merseburg, Osnabrück, Potsdam, Ratingen und Stettin. — Ohne Verpflichtung für die Zukunft. — Taschengeld und Stellung der Schülerinnen-Arbeitstracht. Bei Anstellung zeitgemäße Besoldung und zeitgemäßes Ruhegehalt für Alter und Invalidität. — Voraussetzung: Höhere Schulbildung, Eintrittsalter 18—30 Jahre.

Prospekt und nähere Auskunft durch den **Ev. Diakonieverein.**

Monatlich zwei Nummern — Im Inland vierteljährlich zu beziehen durch alle Postämter, im Ausland vierteljährlich nur durch Kreuzband vom Verlag unmittelbar — Haltegebühr im Inland vierteljährlich fünf Mark, im Auslande fünf Mark plus Porto nach dem jeweiligen Posttarif. Einzelpreis der Nummer 90 Pf. — Anzeigengebühr: die viergespaltene Millimeterzeile 20 Pf., bei sogenannten kleinen Anzeigen (z. B. Stellungsgesuchen) 16 Pf. Größere Anzeigen nach Tarif. — Postscheckkonto Erfurt 23182. Für Schweizer Bezieher: Postscheck Zürich Nr. VIII 12267 — Leopold Klotz Verlag, Gotha

Druck von Friedrich Andreas Perthes A.-G. Gotha

Die nächste Nummer der Christlichen Welt erscheint am 19. Juli